Zeitschrift: Vox Romanica
Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum
Band: 23 (1964)

Artikel: Das Rätoromanische und die Sprachforschung : eine Übersicht
Autor: Decurtins, Alexi
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-20269

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Rätoromanische und die Sprachforschung

Eine Übersicht

I. Vorbemerkung

Die Bündnerromanen haben schon immer eine gute Meinung von sich und ihrer Sprache gehabt. Dem Außenstehenden mag diese Selbstbeweihräucherung oft übertrieben erscheinen. Doch war es nicht zuletzt der für den Bergler typische Stolz, der es dem kleinen romanischen Volk ermöglichte, seine Sprache und sein kulturelles Erbe – trotz entmutigender Umstände – bis auf den heutigen Tag zu bewahren.

Vor dem Eintritt unseres Kantons in die Eidgenossenschaft ist der bündnerische Lebensnerv wohl kräftiger gewesen. Nicht, daß wir in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht diese Bindung an die Schweiz bedauern müßten. Wer sich jedoch in die rätische Geschichte vertieft, von der römischen Eroberung bis zur Schwelle des 19. Jahrhunderts, den ergreift immer wieder Bewunderung für jene Zeit, groß in ihrer Kraft und in ihrem Glanz, groß in den Persönlichkeiten und ihren Werken und nicht minder eindrücklich in ihrem Elend, ihren Stürmen und Wirren.

Es war im Jahre 1790. Die Franzosen hatten soeben die Macht der Monarchie gebrochen und sich eine neue demokratischere Verfassung gegeben. Da wandten sich die Bündner Patrioten in einer keineswegs von Minderwertigkeitsgefühlen zeugenden Adresse an die französische Nationalversammlung. Sie gaben ihrer Freude Ausdruck, daß die «Nation la plus ingénieuse de l'Univers» endlich die Rechte erlangt hätte, die sie selber schon seit Jahrhunderten besäßen. «Qu'il nous soit permis un mouvement d'orgueil, en comparant nos Administrations de Communes à vos Municipalités, nos grandes Communautés à vos Districts, nos trois Ligues à vos Départements, et notre grande Diète à votre Assemblée Nationale. De profonds Législateurs ont tracé votre Constitution; des hommes simples, guidés seulement par le besoin d'échapper à l'oppression, dès l'an 1400, ont commencé la nôtre, et leur rapport [entre elles] prouve assez combien vous avez connu la Nature et ses droits[1].» Noch wußten sie nicht, daß gerade die «heureuse confraternité», wie sie das neue politische Gebilde in Frankreich nannten, und insbesondere ihr allmächtiger Erbe, Napoleon Bonaparte, ihren Großmachtträumen bald den Garaus machen, daß Graubünden als politischer Partner von der europäischen Bühne verschwinden und fürderhin zu einer stummen Rolle verdammt sein würde.

[1] *Adresse des Patriotes Grisons à l'Assemblée Nationale de France*, kopiert durch A. Rufer in *Bündner Monatsblatt* 1945, 245–249 (zit.: *BM*). Für die zeitgenössische surselvische Übertragung vgl. *Bibliografia retoromontscha* Nr. 2687 (zit.: *Bibliogr.*).

Unsere Politik hat seither einen provinziellen oder, milder gesprochen, kantonalen Anstrich bekommen. Leidenschaftlich und erregend genug ist sie allerdings auch heute noch.

Gegenüber früher größer geworden ist die Anziehungskraft Bündens seiner Naturschönheiten wegen. Erweitert hat sich seitens der Wissenschaft das Interesse für sein vielfältiges und ehrwürdiges Kulturgut, darunter die Aufmerksamkeit für jene verworrenen Sprachzustände, für jenes eigenartige sprachliche Mosaik, das Alt fry Rätien bietet. Die Aura ehemaliger bündnerischer Politik hat sich verflüchtigt. Auf das internationale Podium stieg dagegen ein anderes rätisches Element: die romanische Sprache.

Die rätoromanische Sprachforschung genießt in zuständigen Kreisen Beachtung und Ansehen. Zur Bekräftigung dessen genügt es, einige Stimmen als Widerhall zu Werken wie dem *Dicziunari rumantsch grischun* oder dem *Rätischen Namenbuch* zu vernehmen. Der verstorbene dynamische Sever Pop (Louvain) schrieb zum Dicziunari rumantsch grischun:

Ces pages montreront à la postérité de quelles réalisations scientifiques sont capables les savants d'un pays lorsqu'ils sont décidés à collaborer en faveur de la plus petite minorité ethnique de leur patrie[2].

Der Spezialist für die Ortsnamenforschung, J. U. Hubschmied, bescheinigte: *In keinem Kanton der Schweiz ist in der Ortsnamenforschung so viel geleistet worden wie in Graubünden; vor allem durch Robert von Planta und Andrea Schorta*[3]. Die großen wissenschaftlichen Unternehmen der letzten Jahrzehnte (das *Dicziunari*, das *Rätische Namenbuch*, die *Rätoromanische Bibliographie*, Wörterbücher und Grammatiken) wurden möglich, weil die internationale Sprachforschung sich früh und intensiv mit unserer Alpensprache befaßte, und nicht zuletzt auch, weil die rätoromanischen Linguisten von Anbeginn sich der aufbauenden Kritik ihrer Fachgenossen unterzogen.

Wer Einblick in das Material des *Dicziunari* gewinnt, wer sich mit der Struktur dieses differenzierten Arbeitsinstrumentes vertraut macht, wird bald inne, daß diese Grundlagen nicht über Nacht geschaffen wurden. Im Gegenteil! Viele Linguisten, Mitarbeiter und Korrespondenten opferten hier ihre Zeit und ihre Mühen, jeglicher Hoffnung beraubt, die Früchte ihrer Arbeit selber genießen zu können. Uns, die wir das Vorrecht haben, die Ernte einzubringen, den Sprachschatz um-

[2] S. Pop, *La dialectologie* I, 632, Louvain 1950.

[3] J. U. Hubschmied, *Alte Ortsnamen Graubündens, BM* 1948, 33. – Vgl. auch J. Jud in der Einleitung zum *Dicziunari rumantsch grischun* (zit.: *DRG*): *Ja man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, daß eigentlich erst die durch die einheimischen Forscher aufgebauten, großangelegten Werke des Dicziunari wie des Rätischen Namenbuches das Selbstvertrauen und den Lebenswillen führender Romanen bedeutsam zu kräftigen und zu steigern vermochten.* – Neuerdings G. Rohlfs, in *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 201*, 229ss. (zit.: *ASNS*).

fassend darzustellen, geziemt es, der Anstrengungen jener Leute zu gedenken, die den Acker bestellten.

Die vorliegende Arbeit möchte aufzeigen, wie das Rätoromanische allmählich in das Bewußtsein einheimischer und ausländischer Forscher gelangte und in ihr Arbeitsfeld einbezogen wurde. Es ist nicht unsere Absicht, ein abgerundetes und vollständiges Bild der Ereignisse, der Männer und der von ihnen erreichten Ergebnisse auf diesem Gebiet zu zeichnen. Vielmehr sollen einige Wege, die die Bewegung genommen hat, dargestellt, einige der markantesten Vertreter und der bemerkenswertesten Fakten herausgearbeitet werden. Die Übersicht, welche die Bemühungen um die Erforschung des Rätoromanischen darlegt, von Giachem Bifrun und Conrad Gesner bis hinauf zu Jakob Jud, enthält naturgemäß manche dem Linguisten bekannte, daneben aber auch manche in Vergessenheit geratene oder bisher kaum gewürdigte Einzelheit[4].

II. Die Kunde vom Romanischen breitet sich aus

Es ist nicht verwunderlich, daß gerade ein Aspekt, nämlich die verwickelten Verhältnisse der auf einem verhältnismäßig engen Raume zusammengedrängten Bündner Sprachen, lange vor Beginn der eigentlichen Sprachforschung aufgeschlossene Leute fesselte. Dies gebührend zu würdigen wäre eine Aufgabe für sich. Man denke dabei nur an das, was bekannte Chronisten wie Stumpf, Tschudi sowie der Vater und Herodot rätischer Geschichtsschreibung, Duri Chiampel, darüber gedacht und geschrieben haben.

Ein Blick in das aufschlußreiche bibliographische Verzeichnis von Böhmer, ein Register, das in chronologischer Folge romanische und das Romanische betreffende Arbeiten umfaßt, zeigt, wie unsere Sprache langsam die Aufmerksamkeit der Forschung auf sich lenkte[5]. Sieht man vom historiographischen Werke eines Chiampel ab, das jahrhundertelang nur handschriftlich vorlag und somit nach außen kaum großes Aufsehen erregte[6], so wird man dagegen einen Kontakt aus der Humanisten-

[4] Zwei Arbeiten gaben uns wichtige Aufschlüsse: 1. P. J. Andeer, *Über Ursprung und Geschichte der rhaeto-romanischen Sprache,* Chur 1862 (zit.: Andeer, *Ursprung*); 2. Fr. Rausch, *Geschichte der Literatur des rhäto-romanischen Volkes,* Frankfurt am Main 1870 (zit.: Rausch, *Literaturg.*). Zu unserem Thema vgl. überdies P. A. Widmer, *La vusch giavinonta della mumma romontscha,* in *Igl Ischi,* Organ della Romania, *41,* 4ss. (zit.: *Ischi*).

[5] E. Böhmer, *Verzeichniss Rätoromanischer Litteratur* (*Romanische Studien 6*), Bonn 1883–1885, 109–238 (zit.: Böhmer, *Verzeichnis*).

[6] Joseph Planta (*Geschichte der romanschen Sprache,* 6s.) konnte Chiampels Manuskript nicht einsehen. Der Engländer W. Coxe (*Briefe* 1792, 51) ist wohl der erste Ausländer, der das Geschichtswerk Chiampels durchblätterte und davon Exzerpte anfertigte.

zeit vermerken, der bislang wenig Beachtung fand. Wir meinen das Gespräch zwischen Giachem Bifrun, dem Notar von Samedan und Übersetzer des Neuen Testamentes einerseits, und Conrad Gesner (1516–1565)[7], dem Zürcher Gelehrten, andererseits.

Von Gesner dazu aufgefordert, schrieb Bifrun 1563 das lateinische Traktat «... *de caseis et operibus lactarijs*»[8]. Darin schildert er eingehend die Milchverwertung und Käsezubereitung auf den Engadiner Alpen. Mit der Sorgfalt des Humanisten notiert er auch die typischen romanischen Fachausdrücke, wiederholt und unterstreicht sie am Rande des gedruckten Aufsatzes, ja hebt sie ausdrücklich von den ihm bekannten lombardischen und italienischen ab. Gesner kannte zweifellos auch die romanischen Druckwerke von Bifrun, die *Fuorma* (1552) und den *Nuoſ Sainc Testamaint* (1560). Zeuge dafür ist die Tatsache, daß er im *Mithridates* das oberengadinische, aus Bifruns Katechismus stammende Vaterunser veröffentlichte[9]. Das Romanische, die «Rhaetica alpina lingua» (Gesner), gesellt sich hier zu den verschiedensten Weltsprachen. Sprachvergleiche auf Grund eines in der halben Welt bekannten christlichen Textes bildeten damals, wie man weiß, eine bevorzugte Beschäftigung. Daraus erhellt auch die Bedeutung solcher polyglotten Werke für die Kenntnis der Sprachen, selbst wenn die aufgenommenen Versionen zahlreiche Fehler enthielten. Nach dem *Mithridates* (später von Adelung fortgesetzt) begegnet man einer ganzen Menge ähnlicher Kompendien, die das Vaterunser (oratio dominica) in der Variante Bifruns oder in der unterengadinischen Chiampels (*Intraguidamaint* 1562, *Bibliogr.* Nr. 561), später auch in rheinischen Fassungen, wiedergeben[10]. Es steht außer Frage, daß sie alle das Romanische schon früh in weiten europäischen Kreisen bekanntmachten.

Eine ähnliche Mission erfüllten die großen biblischen Werke, die engadinische Bibel von Vulpius und Dorta aus dem Jahre 1679 (2. Auflage 1743) und die surselvische von 1718. Der Buchdrucker Andreas Pfeffer von Chur kam als erster auf den Gedanken, die surselvische Bibel dem König «George I., par la grace de Dieu, roy de la Grande Bretagne, France et Irlande» zu widmen. Er war verständlicherweise auf ein «Trinkgeld» aus[11]. Die Widmung ließ er erst ein Jahr nach dem Erscheinen

[7] Über C. Gesner vgl. *Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz 3,* 498 (zit.: *HBLS*).

[8] I. Willichius, *Ars magirica,* 220: «... de caseis et operibus lactarijs, et modo quo in Rhaeticis regionibus et alpibus parantur ... epistola. Tiguri 1563.» – Vgl. *DRG 3,* 446.

[9] C. Gesneri, *Mithridates.* De differentiis linguarum ... Tiguri 1555, 65: *Primus nostro saeculo uir doctrina et pietate clarus Iacobus Bifrons Rhetus hanc linguam scriptis illustrare et publicare incoepit, qui catechismum etiam sacrosanctae religionis nostrae è Germanico in hunc sermonem conuertit, excusum Pusclauji anno salutis 1552.*

[10] Böhmer, *Verzeichnis,* 110, vom Jahre 1591, 111/1610, 203/1593 usw.

[11] K. J. Lüthi, *Die romanischen Bibelausgaben im XVI., XVII. und XVIII. Jahrhundert,* Bern 1917, 39 und 33.

des Werkes drucken und fügte sie einzelnen Exemplaren bei. Weitere surselvische Bibeln enthalten eine Widmung an den Franzosenkönig, Ludwig XV.[12]. Die Engadiner taten dasselbe mit der Bibelausgabe von 1743 und dedizierten sie König Friedrich II. von Preußen.

Der deutsche Linguist Johann Christoph Adelung (1732–1806) bezeugt in einem Briefe an J. G. Rösch, wie gerade diese Bibeln zu eigentlichen Botschafterinnen des Romanischen im Ausland aufrückten:

Ich kannte diese Sprache bisher nur aus den beiden in hiesiger Churfürstl. Bibliothek (das heißt von Dresden) befindlichen Bibeln von 1718 und 1743, welche aber meine Aufmerksamkeit mehr reizten als befriedigten, weil mir der Schlüssel zu dieser merkwürdigen Sprache fehlte[13].

Auch nach Skandinavien hinauf drang die Kunde von der romanischen Sprache durch und über die Erbauungsbücher. Auf einer der Suche nach gotischen Denkmälern geltenden Studienreise durch Europa kam der schwedische Forscher J. G. Sparfwenfeldt nach Chur und erstand sich hier 1692 eine Reihe romanischer Bücher, unter anderem das Neue Testament von Luci Gabriel (1648) und zwei ladinische Werke. Die zweite Ausgabe von Chiampels Psalterium (1606) hatte er sich schon 10 Jahre früher in London erworben[14]. Dieser bescheidene Grundstock an romanischen Büchern, der der Bibliothek von Uppsala einverleibt wurde, gab später den Anstoß zu C. W. Böttigers Untersuchung über die rätoromanischen Dialekte (vgl. Kap. VIII)[15].

Während die Kenntnis des Romanischen sich nach Norden Bahn brach (England, Deutschland, Schweden, Frankreich), erfolgte auch eine gewisse Strahlung nach dem Süden. Hier wird man das festhalten, was Petrus Paulus Vergerius (1497–1565)[16], ehemals Bischof von Capo d'Istria, hernach Reformator im Lande der Drei Bünde, in seinen gedruckten Briefen und Aufrufen vom Romanischen berichtete. An einer Stelle heißt es unter anderem:

Ma vditene vn'altra, essendo la propria e natural lingua loro tale, nella qual non v'è mai stata scritta, ò stampata cosa veruna, percioche parea impossibile, che si hauesse potuto, tanto è smozza e strana e diuersa dalle altre, e nella pronunciatione e in ogni parte, oltre che gia dieci anni vi stamparon pur vn Catechismo, adesso v'han stampato

[12] Böhmer, *Verzeichnis*, 122, 1731.

[13] *Alpina*, Eine Schrift der genaueren Kenntnis der Alpen gewiedmet, Winterthur 1809, Bd. 4, 3 N (zit.: *Alpina*).

[14] P. Högberg, *Ün viadi da perscrutaziun d'ün Svedais in terra reto-romantscha*, in *Annalas da la Società retorumantscha 29*, 201 ss. (zit.: *Annalas*).

[15] Böttiger führt eine ganze Reihe skandinavischer Forscher an, die auf rätoromanischem Boden arbeiteten oder sich für das Romanische interessierten. So: Täckholm, Walberg, Högberg, Blinkenberg, Hasselrot.

[16] J. R. Truog, *Aus der Geschichte der evangelisch-rätischen Synode*, 1537–1937, Chur 1937, 25. – E. Camenisch, *Bündnerische Reformationsgeschichte*, Chur 1920, 449 s.

tutto il nuouo testamento tradotto da M. Giacopo Bifronte, ò Tuzzetto d'Agnellina, e se lo godono e l'han carissimo, e tutti i salmi tradotti dal buon Campello anche Engendinense, in tanto che l'Euangelio del figliuol di Dio è mò stampato in cinque lingue, che egli non era, pochi anni sono ...[17].

In einem anderen Abschnitt (1559) fordert er die Inquisitoren geradezu maliziös auf, Jagd auf das neulich erschienene romanische Buch zu machen:

E dico di piu la lingua de lg'onorati Signori delle tre leghe, chiamati uolgarmente Griggioni, i Latini gli chiamarno Reti, è ... quasi peggiore che la Furlana, laqual è tanto triste, quanto sono buoni gl'ingegni e quanto grande è il ualore di quella prouintia onoratissima, e nondimeno ancor questa di Griggioni si è posta in iscrittura da pochissimi anni in qua, e nen n'è un catechismo, che io so di M. Giacopo Tuzzetto da Samadeno, che è nell'Agnellina huomo pio e prudente e conuerrà che ancor questo uoi corriate à porre ne'catalogi, uedete quanti io ue n'insegno[18].

Man versteht darnach, daß das Vaterunser nach Bifrun (Fuorma) im Jahre 1591 in einem mehrsprachigen Werk von Angelo Rocca im Vatikan erscheint[19].

Ein Beitrag, der gelegentlich eine eingehende Würdigung verdiente, ist das Wörterbuch des Kapuzinerpaters und Pfarrherrn von Disentis, P. Flaminio da Sale. Es wurde 1729 zur Einführung der jungen aus Italien kommenden Kapuzinermissionare in die romanische Sprache verfaßt[20]. Sein Werk hat den Vorzug, gleich zwei romanische Idiome nebeneinander anzuführen, das Surselvische und Oberhalbsteinische (oder Surmeirische). Weil da Sale für seine Arbeit eines Imprimaturs seitens seiner Oberen bedurfte, kann angenommen werden, das Werk habe auch die Kenntnis des Romanischen auf der italienischen Halbinsel, namentlich im Norden, gefördert.

Greifen wir am Schluß dieses Kapitels auf gut Glück ein Fadenende auf, um deutlich zu machen, wie man sich damals um die Geschichte und Abstammung des Romanischen im eigenen Lande bemühte. Von 1623 bis 1629 befand sich Augustin Stöcklin, der spätere gelehrte Abt von Disentis, als Dekan im Kloster Pfäfers[21].

[17] P. P. Vergerius, *Della declination, che ha fatto il papato solamente da XI. anni in qua* – Ristampata la terza volta l'anno LXII. con qualche aggiunta, 24.

[18] P. P. Vergerius, *A gl'inquisitori che sono per l'Italia.* – Del catalogo di libri eretici, stampato in Roma nell'Anno presente MDLIX, 48. Bemerkenswert ist, wie er das Friaulische qualifiziert. Gibt es einen besseren Beweis, daß die Italiener schon damals das Friaulische als eigene, obschon «traurige und kärgliche Sprache» empfanden?

[19] Böhmer, *Verzeichnis,* 110, 1591.

[20] F. da Sale, *Fundamenti principali della lingua retica, o griggiona,* 1729. – Vgl. *Ischi 46,* 79.

[21] I. Müller, *Die Schenkung des Bischofs Tello,* in *Jahresbericht der Hist.-Antiquarischen Gesellschaft Graubünden* 1939, 16–17 (zit.: *JHAGG*). – Vom gleichen Verfasser: Augustin Stöcklin, *Ein Beitrag zum Bündner Barockhumanismus,* in *BM* 1950, 161–220, besonders 169, 174, 177.

Ohne wissenschaftliche Vorbereitung, doch ausgerüstet mit einer guten humanistischen Bildung, sammelt und kopiert er alle ihm erreichbaren Urkunden. Seiner Ausdauer und seiner Neugier verdanken wir eine Anzahl von Abschriften der ältesten Dokumente. Stöcklin identifiziert einen guten Teil der latinisierten Ortsnamen im Tellotestament mit heute noch existierenden Bezeichnungen (Falariae/Falera, Castrices/Castrisch usw.). Vom Ortsnamen *Faveras/Pfäfers* behauptet er, er stamme nicht, wie damals allgemein angenommen, von lat. PIPER = rom. *peiver* (Pfeffer), sondern von FABA = rom. *fava;* er begründet seine Annahme sachlich damit, daß diese Hülsenfrucht von den Pächtern an die Feudalherren, in unserem Falle an das Kloster Pfäfers, als Abgabe geliefert werden mußte[22]. Er erkennt, daß die Ortsnamen in der Herrschaft und im St.-Galler Oberland weitherum romanischen Klang haben und somit das rätische Gebiet einst viel ausgedehnter gewesen sein muß. Auf Grund gewagter Ableitungen gelangt Stöcklin schließlich bis zur Arche Noahs[23].

Stöcklin, der Humanist aus der Barockzeit, ist gewiß nicht der einzige in seiner Epoche, bei dem ein beachtliches Wissen, ein wissenschaftlicher Instinkt, sich mit verschrobenen Ansichten paart. Dem Wissenstrieb ist es zu danken, daß man über Erfolge und Mißerfolge schließlich zu einer wirklichen Wissenschaft gelangte; der phantastischen Betrachtungsweise hingegen ist es zuzuschreiben, daß die Bemühungen der Epoche nicht mehr als eine Pseudowissenschaft ergaben, die sich übrigens auch heute noch eines zähen Lebens erfreut.

III. Joseph Planta und seine Geschichte der romanischen Sprache

In der Übergangszeit zwischen Phantasterei und Wissenschaft entstand eine der ersten Arbeiten über die romanische Sprache: die *Geschichte der romanschen Sprache durch Joseph Planta, abgelesen in der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London, den 10. November 1775* (ursprünglich englisch geschrieben, ins Deutsche übersetzt und 1776 in Chur gedruckt)[24].

Plantas Beitrag illustriert sehr gut, was im vorangehenden Kapitel ausgeführt wurde. Die «Königliche Gesellschaft der Wissenschaften» war durch Vermittlung eines Grafen von Salis, des Bündner Gesandten, in den Besitz einer alten engadinischen Bibel gekommen. Da man so wenig von dieser Sprache wußte, anerbot sich der damalige Bibliothekar des British Museum, der von Susch gebürtige Joseph von Planta, die Herkunft und Geschichte des Romanischen zu erläutern. Er ent-

[22] Der Name *Faveras* leitet sich mit zahlreichen anderen dieser Art von FAGUS, surselv. *fau* ab. Vgl. *Rätisches Namenbuch 2,* 136.

[23] Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Quelle später den Anstoß zu den phantastischen Theorien von P. PL. À SPESCHA über die Herkunft des Rätischen gab.

[24] Für den Titel des Originals vgl. BÖHMER, *Verzeichnis,* 130, 1776. – Über J. PLANTA vgl. SPRECHER-JENNY, *Kulturgeschichte der Drei Bünde im 18. Jahrhundert,* Chur 1951, 776.

wickelt zuerst die bekannte alte Theorie über die Kolonisierung Rätiens, die Geschichte von Rätus, wie sie sich erstmals bei Livius (Lib. V, cap. 33), Justinus und Plinius dem Jüngeren findet und später namentlich durch humanistische Verfasser kommentiert und erweitert wurde. Ungefähr um 400 vor Christus dringen Kelten in die Alpen. Ein Teil überschreitet sie gegen Süden und stößt dort auf die Etrusker. Diese werden besiegt und flüchten ihrerseits in die rätischen Alpen, wo sie sich in milderen Gegenden (Tumliasca, Tusaun/Thusis, Razen/Rhäzüns) ansiedeln. Von schwächerer Konstitution, an schwere Arbeit nicht gewöhnt und nicht für ein rauhes Klima geschaffen, vermischen sie sich kaum mit der einheimischen, die oberen Täler besiedelnden Bevölkerung. Darin sieht Planta den Grund *warum jetzo eine andere Sprache in den inneren und räuheren Gegenden des grauen Bundes geredet wird* (p. 11).

Er meint damit wohl das Surselvische, das sich teilweise dem etruskischen, später in gleicher Weise und stärker als das Engadinische auch dem römischen und «latinischen» Einflusse entzogen und so den keltischen Charakter reiner erhalten haben soll. Planta wandelt hier eindeutig auf Tschudis Spuren. Für das Engadin – die Idee findet sich schon bei Chiampel – nimmt Planta eine Einwanderung latinischer Stämme aus Latium und Kampanien an, die zu Hannibals Zeiten dem Druck der Karthager weichen mußten.

Seit seiner schriftlichen Fixierung (1552) habe sich das Romanische nicht wesentlich gewandelt. Planta folgert daraus, es müsse auch in den vorangegangenen Jahrhunderten, in denen Rätien seiner isolierten Lage in den Alpen wegen eine verhältnismäßig ruhige und durch fremde Einflüsse wenig getrübte Entwicklung gekannt habe, ungefähr auf der gleichen Stufe gestanden haben. Das Romanische, so stellt Planta fest, gleiche der Sprache, wie sie zur Zeit Karls des Großen in Frankreich gesprochen wurde. Das bewiesen die Straßburger Eide, die den Bund zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen bekräftigten, sowie die Gesetze Wilhelms des Eroberers von England (1066).

Planta kommt zum Schlusse, das Romanische sei im großen und ganzen überhaupt der Sprache gleichzustellen, die vom 8. bis 12. Jahrhundert in weiten Teilen der Romania vorherrschte, und infolgedessen als *Mutter der neulateinischen Sprachen* zu betrachten. An Fontanini und Rivet anknüpfend, ist Planta der Meinung, man werde auch anderswo Spuren dieses Altromanischen (*romanz*) finden, so im Friaul, Limousin, Quercy, in der Auvergne und vermutlich eines Tages auch in den Pyrenäen.

Obschon mit rein theoretischer Zielsetzung war Joseph Planta der erste rätoromanische «Unionist» (Verfechter einer Einheitssprache), lange vor Placidus à Spescha und G. A. Bühler. Würde man die beiden Hauptidiome, Surselvisch und Ladinisch, kreuzen – und Planta unternimmt es, indem er den obgenannten Texten neben einer engadinischen Variante auch eine «gemischte» Version beifügt –, dann

würden wir nicht mehr und nicht weniger als die reinste Sprache Karls des Großen sprechen.

Plantas Abhandlung weist trotz ihrer Unzulänglichkeiten und Widersprüche gewisse wissenschaftliche Qualitäten auf. Der Verfasser kennt die einschlägige Literatur und zitiert sie eifrig: die alten Historiker und Chronisten (Livius und Strabo), die späteren (Sprecher, Simler, Scheuchzer – Chiampel ist ihm nicht zugänglich), ferner die Mediävisten Du Cange, Muratori, Mabillon, Fontanini. Er befleißigt sich der Objektivität und eines vorsichtigen Urteils, verwendet die komparatistische Methode (Lateinisch – Galloromanisch – Altfranzösisch des 12. Jahrhunderts – Ladinisch – Romanisch beider Idiome) und bekundet einen gesunden spekulativen Sinn. Natürlich könnte erst eine detaillierte Untersuchung seiner Quellen den persönlichen Beitrag Plantas herausschälen. Vermutlich ist er nicht so groß, wie man bis jetzt annahm. Die Idee, das Romanische sei ein Relikt des alten *romance, romanz,* erscheint mehrfach schon bei Fontanini. Im gleichen Zusammenhang führt dieser auch die Straßburger Eide an[25].

Nicht ganz authentisch sind die ladinischen Texte, die Planta vorlegt, da sie da und dort vielmehr stark latinisiert sind, wohl um eine größere Ähnlichkeit mit dem *romanz* zu erreichen. Auch die «interromanische» Version (ladinisch/surselvisch) stellt nicht bloß den Versuch einer Koinè der beiden Idiome dar; es handelt sich vielmehr um eine absichtlich zurechtgestutzte Sprache[26]. Das wird bei Gegenüberstellung der beiden (nach Planta wiedergegebenen) Texte sogleich ersichtlich:

Straßburger Eide, Text von 842

Pro Deu amur et pro christian poblo et nostro Commun salvament d'ist di en avant in quant Deus savir et podir me dunat, si salvarai io cist meon fradre. Karlo et in adjudah er in cadhuna cosa si cum om per dreit son fradre salvar dist, in o quid il me

[25] Giusto Fontanini, *Della eloquenza italiana.* Venezia 1737. Zum Beispiel p. 51: *Arrigo Stefano scoperse ne' confini di Francia, e d'Italia il vecchio idioma Romanzo, singolarmente in Savoja: e tra i saggi che ne aduce, ve ne sono, che chiaramente si accostano al Friulano;* p. 52: *Ma l'antica favella Romanza sussiste pur ne'Grigioni; anzi nel cantone Elvetico di Friburgo;* p. 215: *I Friulani, che hanno molto del Provenzale, scambiano il che in ce alla Francese ... Angelo Rocca nella sua Biblioteca Vaticana, la considera (da noi: cioè la orazione domenicale in Friulano) per un mescuglio di più linguaggi ...*

[26] J. Planta (*Geschichte der romanschen Sprache,* 41) stützt sich für seine Versionen auf einen (welchen?) in London ansässigen Bündner. *Um allen Zweifeln vorzukommen, daß diese Übersetzungen nicht ächt seyn möchten, so muß ich hier bezeugen, das ich diese und verschiedene Anecdoten, einem gelehrten Mann zu verdanken habe, der ein gebohrner Bündner ist, sich lang in Bündten aufgehalten hat, und erst vor kurzer Zeit nach London gekommen ist um sich da aufzuhalten.* – H. Lehmann, *Patriotisches Magazin,* Bern 1790, 123, bringt ebenfalls diesen «interromanischen» Text von Planta und etikettiert ihn ohne Hemmungen als «Oberländisch Romanisch oder Churwelsch».

altresi fazet, et ab Ludher non plaid nunquam prindrai qui meon vol cist meon fradre Karlo in damno sit.

Romanische Koinè von Joseph Planta

Pro l'amur da Deus, et pro il christian pobel et nost commun salvament d'ist di en avant. In quant Deus savir et podir m'dunat shi salvaro io quist meu frad'r Carl, et in adjudh saro in caduna cosa, si com om per drett seu frad'r salvar dess in que ch'el me altresi fazess, et da Lothar nul plaid mai non prendro che con meu voler a quist meu frad'r Carl in damn sia[27].

Bei allen Vorbehalten, die man Plantas Arbeit gegenüber machen kann und muß, läßt sich andererseits nicht bestreiten, daß sie zum eigentlichen Ausgangspunkt für die spätere Erforschung des Rätoromanischen geworden ist[28]. Zu Recht schreibt Rausch (*Literaturg.*, 5), Planta komme insbesondere das große Verdienst zu, *das Rhätische zuerst kategorisch als romanische Sprache hingestellt zu haben, die jedoch als solche das Gepräge einer weit höheren Alterthümlichkeit trage denn alle übrigen, somit ein bedeutenderes Interesse als diese auf sich ziehen müsse.*

IV. Vergessene Stimmen

a) J. G. Röschs verschollene Manuskripte

Das Schicksal der Handschriften dieses Mannes mag alle jene trösten, die ihre Manuskripte vergraben und die nicht glauben, jede Kleinigkeit der Druckerschwärze anvertrauen zu müssen. Nie gedruckt, ja spurlos verschwunden, haben sie seinerzeit dennoch einen bemerkenswerten Widerhall ausgelöst. Rösch stand während 5 Jahren im Dienste eines Herrn von Salis-Marschlins (wohl Carl Ulysses) und wirkte in Marschlins als «Hofmeister». Im Jahre 1809 publizierte er eine «Trigonometrische Aufnahme des Thals von St. Luziensteig bis Chur»[29]. Dort schreibt er unter anderem:

Was die Romanische Sprache betrifft, die in den meisten Gegenden Graubündtens herrschend ist, so habe ich eine Sprachlehre und ein Wörterbuch dieses ehrwürdigen Restes aus dem Altertum gesammelt und besitze beide im Manuscript (p. 3).

Gerne hätte er sein Werk drucken lassen. Adelung (vgl. Kap. II) hatte schon

[27] Neuere Untersuchungen (vgl. H. Lüdtke, *Zum Problem der Straßburger Eide*, in *ASNS 199*, 391 ss.) halten dafür, es sei nicht möglich, die Sprache der Straßburger Eide mit einer französischen Mundart von damals oder von heute zu identifizieren. Der Text der Eide widerspiegle vielmehr merowingische Schreibtraditionen. Besteht diese Ansicht zu Recht, dann erübrigt sich auch ein Vergleich mit dem Rätoromanischen.

[28] Man findet hernach wenige Werke, die J. Planta nicht gebührend erwähnen. So W. Coxe, H. L. Lehmann, Spescha, Hormayr usw.

[29] *Alpina 4*, 1 ss.

1804 Kenntnis von den erwähnten Manuskripten. Er begrüßt Rösch gleichsam als den Magier, der endlich mit seinem Schlüssel die romanische Schatzkammer öffnen werde. Trotzdem tut er aber so viel wie nichts, um Herrn Rösch einen Verleger zu finden. In Deutschland, wo man das Romanische kaum dem Namen nach kenne, sei es wohl unmöglich, einen solchen aufzutreiben. Er legt Rösch nahe, in seinem Wörterbuch jeweils die Etymologie des Wortes beizufügen, wo der Laie in Schwierigkeiten geraten könne. Eine Anregung, die Rösch, wie er beteuert, schon berücksichtigt hatte. Nach Adelungs Tod beschafft Rösch seinem Nachfolger in der Redaktion des *Mithridates,* Vater, 5 rheinische Varianten des Vaterunsers (aus der surselvischen Bibel von 1718, aus dem Schams, vom Heinzenberg, aus dem katholischen Oberland und aus dem Oberhalbstein)[30]. L. Diefenbach (*Schriftsprache*, 42; vgl. Kap. VII) äußert ein letztesmal die Hoffnung, Röschs Arbeiten möchten bald erscheinen. Vergeblich; seine Handschriften wurden nie veröffentlicht, sie verschwanden im Gegenteil, wer weiß wohin. Röschs Manuskripte haben aber indirekt doch noch gewirkt.

b) Das Intermezzo: Wilhelm Ludwig Christmann

In Leipzig erschien im Jahre 1819 ein Büchlein im Umfang von 68 Seiten, betitelt *Nachricht von der sogenannten romanischen Sprache in Graubündten* von W. L. Christmann, Pfarrer in Gruibingen bei Göppingen (Schwaben)[31]. Das Werklein ist soviel wie vergessen. Rausch wußte schon nicht mehr, wer Christmann war, wenn er geltend macht, er sei ein Oberländer gewesen und habe versucht, ein Wörterbuch und eine Grammatik bereitzustellen[32]. G. Gadola charakterisiert später kurz seinen Beitrag[33]. In dem, was er schreibt, erinnert Christmann an unseren P. Placi à Spescha. Er nähert sich dem Stoffe mit fixen Ideen, verliert ständig den Faden, ist satirisch und ätzend. Ab und zu springen geistreiche Funken, zuweilen trifft er ins Schwarze. Seine Botschaft ist überhaupt mehr ein «Divertimento» als eine ernsthafte Sache, als solches aber heute noch erfrischend und ergötzlich.

Der Theologe und Mathematiker Christmann ist ein Laie auf linguistischem Gebiete. Er sieht die Sprache als Träger des göttlichen Wortes. Früher hatte er sich mit dem Altprovenzalischen und Baskischen befaßt. Eine Vorliebe bekundet er für die Troubadours, für das Zeitalter der Lieder und Schwerter. Dieses erscheint ihm in einem ungewöhnlich romantischen Lichte. Begreiflich, wenn er feststellt:

[30] Böhmer, *Verzeichnis,* 214, 1809.

[31] W. L. Christmann, geboren 1780 in Hirsau (Württemberg), gestorben 1835 in Stuttgart. Philosophische und theologische Studien in Bebenhausen, daneben Mathematik. War eine Zeitlang bei Pestalozzi, über welchen er 1812 die Abhandlung «Ein Wort über Pestalozzi und Pestalozzismus» schrieb. Vgl. *Allgemeine Deutsche Biographie 4,* 223–224 (Mitt. P. I. Müller).

[32] Rausch, *Literaturg.,* 159 N 2.

[33] *Il Glogn,* romanischer Kalender 1933, 122 (zit.: *Glogn*).

wenn man das damalige Zeitalter ein eisernes nennen will, so muß man das unsere ein papierenes nennen, – da das heutige Menschenvolk von einer Menge Canzleien und Gerichtszwingern aus regiert werden muß, und gleichwohl, (wofern wir unserer Miltzsucht glauben wollen,) von Tag zu Tag schlimmer und verkehrter wird (p. 1).

Im Vergleich mit jener stolzen Zeit dünkt ihn die seinige ein *bloßer Auskehricht im Buche der Geschichte.* In christlicher Demut ist er sich jedoch bewußt, daß er seinen «Spleen» auf einen geeigneteren Zeitpunkt aufsparen sollte, da er mit seiner Scharteke die Welt um keinen Deut bessern werde.

Die Begegnung Christmanns mit dem Romanischen ging folgendermaßen vor sich. Als er einmal zufällig Pfarrer Rösch von Faurndau (bei Göppingen) traf, erzählte ihm dieser vom Romanischen und überreichte ihm später ein Exemplar des *Niev Testament* (Ausgabe 1809, *Bibliogr.* Nr. 1371). Was die Andacht und Frömmigkeit oft nicht vermag, das brachte die Neugier zustande. Christmann verbrachte eine lange, kalte Dezembernacht über dem Buche. Aus dieser leidenschaftlichen Lektüre ging die Studie hervor, die er darauf Pfarrer Rösch zusandte. Er hofft, sein Werk, das er ein «Intermezzo» nennt, sei nützlich. Auch möge man diesen hinsichtlich der Fakultät schwer einzuordnenden «Wechselbalg» mit Milde beurteilen. Dann geht er daran, auf den Spuren der antiken Schriftsteller die Geschichte der Räter zu skizzieren.

Treffend und heute noch aktuell sind seine Bemerkungen zu den mehr oder minder ernsthaften Untersuchungen über die Urbewohner. Hier hagelt es an Seitenhieben an die Adresse jener Forscher, die ihre Skythen, Kelten und Goten, oder wie ihre Protégés nun gerade heißen mögen, mit solcher Leichtigkeit – auf dem Papier nämlich – kreuz und quer durch Europa dirigieren, als ob die Völker lauter Springerfiguren wären[34]. Hierauf vergleicht er in Worttabellen das Romanische mit anderen neulateinischen Sprachen (Französisch und Italienisch) und mit dem Deutschen. Er sieht, daß das Romanische eine lateinische Grundlage hat, daneben aber durch die Berührung mit dem Deutschen auch viel von diesem übernahm[35]. Diese Stellung des Romanischen, verankert in zwei Kulturen, hat ihm (p. 60) eine seiner eindrücklichsten Formulierungen entlockt:

In der That, jener Kampf, worinn sich Graubündten (vermöge seiner geographischen Lage zwischen zwei so heterogenen Sprachen) befangen sah, – ist etwas, das schon an

[34] Stammen die Romanen und ihre Sprache von den Etruskern oder von den Kelten ab? Diese Frage beschäftigte damals die Forscher weit über Gebühr und führte unter ihnen zu erbitterten Kämpfen. Tote gab es zwar keine, doch wenn man die Polemik zwischen dem bayerischen Advokaten L. Steub und dem Rektor des Meraner Gymnasiums, P. Rufinatscha (den Steub ironisch den Pater «Erdbruch» nennt), liest, erkennt man, daß es hart auf hart ging.

[35] Die Wortliste «Romontsch-Deutsch» (p. 12) zeigt, wie unsicher Christmann ist. Von den 35 aufgeführten Wörtern sind ungefähr ein Dutzend lateinisch oder vorrömisch.

und für sich ein gewisses Interesse hat. Rhäziens Sprache gleicht einem Janus, der mit einem Gesichte nach Norden, mit seinem zweiten gen Süden schaut ...[36].

Was das vorrömische Erbe anbelangt, so glaubt Christmann dieses in einen keltischen Mantel hüllen zu können. Das Keltische bilde beim Romanischen die Grundlage, gewissermaßen den Zettel, das Lateinische und Alemannische lediglich den Einschlag. Gehören die Räter *Gog oder Magog* an?, fragt sich Christmann. Um eine befriedigende Antwort zu erhalten, so lautet sein einleuchtender Vorschlag, müßte ein «Idioticum» der Wörter erstellt werden, die sich weder mit dem Lateinischen noch mit dem Alemannischen verbinden lassen. Eine Anregung, die J. Jud ein Jahrhundert später in seinen Abhandlungen über den alpinlombardischen Wortschatz wieder aufgreift und zum Teil realisiert[37]. Schon Christmann gibt eine Wortliste «Teutsch-Magog», die 14 Wörter umfaßt, darunter *crap* (Stein), *bear* (*bia;* viel), *tschut* (Lamm), *burschels* (*bargiel, purschi,* dt. Eisse). Seine Liste ist nicht ohne Tücken. Er würde sich wie ein Schuljunge freuen, wenn ihm der Leser auf den Leim ginge, glaubt er doch, daß nicht mehr als 4 Wörter davon keltischer Herkunft seien. Seinem Wunsche entsprechend, sollte die Linguistik ihr Augenmerk namentlich auf das keltische Material im Romanischen richten. Davon erhofft er für die Sprachforschung den größten Nutzen.

Vermutlich ist Christmann (neben Adelung) mitschuldig daran, daß Rösch seine Manuskripte nie veröffentlicht hat. Die deutschen Gelehrten, so gibt er Rösch zu verstehen, hätten kaum Lust, eine Sprache zu erlernen, die weder einen Shakespeare noch einen Ariost kenne. Ein bedauerlicher Rat, wenn man weiß, welche Leistung später gerade deutsche Linguisten auf diesem Gebiete erbrachten.

Der Dilettant entpuppt sich erst so recht in der sogenannten «philologischen Nachlese» zum Neuen Testament. Hier stehen durchaus richtige und vernünftige Bemerkungen [zum Beispiel über den Bedeutungswandel von CRISTIANUS zu roman. *carstgaun* (Mensch) und *cristian* (Christenmensch)] neben den abstrusesten etymologischen Versuchen.

Die etwas fremd wirkende Schreibung und Lautung (namentlich des Surselvischen) wirkte auf diesen und jenen Besucher unseres Landes wie barbarische Musik. Christmann ist jedoch auch darin anderer Meinung. In seinem von Stacheln nicht freien Kommentar zum romanischen Vaterunser nach Matthäus 6,9 sagt er: «Dieses Gebet wird man ganz harmonisch und wohlklingend finden; auch gewiß schöner als das hottentottische Vaterunser, das Herr John Campbell uns

[36] Der Passus fand den Beifall von P. PLACI À SPESCHA (*Erläuterung über die Nachricht von der sogenannten romanischen Sprache* ... 1820, 37, zit.: SPESCHA, *Erläuterung;* Manuskript Pl.Sp. 18 im Klosterarchiv Disentis). *Der Gedanke ... paßt hier unvergleichlich gut. Denn es ist gar zu wahr, daß die Bünde der Rhätier dem Janus gleichen ...*

[37] Erst 1963, anderthalb Jahrhunderte nach CHRISTMANN, beginnt der *Thesaurus Praeromanicus* von J. HUBSCHMID zu erscheinen.

Europäern zum Anschauen geliefert hat» (p. 19). Den satirischen Hieb nimmt Christmann zum Anlaß, in einigen Kapiteln über die englischen Methodisten herzufallen und ihren Bekehrungseifer lächerlich zu machen.

Den romanischen Text des Neuen Testamentes bewundert er geradezu. Er sei richtig und präzis und komme oft dem Original näher als selbst die Bibel von Luther. Die Belege, die seine Behauptung stützen sollen, sind oft bemerkenswert. Bei Lukas 22, 11 zum Beispiel steht: «Saget dem Hausherrn, wo ist die Herberge, darinn ich das Osterlamm essen möge», während die romanische Version präzisiert: *Nu ei igl Cumach* (= das Gemach, und nicht das ganze Wirtshaus). Lukas 20, 10–16: «Ein Mann legte einen Weinberg an, verpachtete ihn an den Winzer und ging für längere Zeit außer Landes.» Der romanische Text spricht nicht von *vignadur*, sondern allgemein von *migiur* (= Pächter). Andere Beispiele, von denen Christmann besonders viel hält, sind phantastisch. Das folgende nennt er einen Leckerbissen. Es handelt sich um 1. Kor. 8, 4: «So wissen wir nun, daß ein Götze nichts in der Welt sey, und daß kein anderer Gott sey ohne der einige.» Der romanische Text: *Nus savein ch'il Vut ei nagutta ent ilg Mund, a ch'ilg ei nagin auter Deus, auter ch'ün.* Die Entdeckung will Christmann mit dem Ausdruck *Vut* gemacht haben, den er ohne Bedenken und mit der größten Überzeugung dem germanischen Gott *Vuoden, Wodan*, gleichsetzt. Die angebliche Bestätigung dafür liefert ihm sein Du Cange, den er fleißig und zuweilen nicht erfolglos zu Rate zieht. Du Cange bringt ein Zitat aus der *Vita* des heiligen Kolumban, die den «Vuotan» der Alemannen am Bodensee erwähnt. Nach Christmann wäre der germanische Gott mit den Alemannen zusammen nach Rätien gelangt, um dort, nach der Christianisierung, zum Götzen abzusinken. Die Herleitung ist natürlich eine ganz andere. *Vut* stammt vom lateinischen VOTUM (zu VOVERE 'geloben').

Christmann weiß, daß die neulateinischen Sprachen sich allmählich aus dem Vulgärlatein herauskristallisiert haben. Trotzdem möchte er seinem bevorzugten Provenzalischen die besondere Rolle einer Art Sauerteig in diesem Prozesse zuerkennen:

Aus dem Schooße dieses romanischen Jargon wanden sich nun allmählig (aus geographischen Gründen), das italienische, französische und spanische hervor, – während hingegen das rhäzische Romanzo (in einer gebürgigten Ecke von dem großen Markte der Welt etwas entlegen) meist unverfeinert und gleichsam sich selber überlassen blieb. Da es vermöge der isolirten Lage Rhäziens, weder an das französische noch auch ganz an das italienische sich anzuschließen vermochte, so bildete es nun zu den erwähnten romanischen Hauptsprachen gleichsam einen vierten Seitenzweig ... (p. 56).

Am Schlusse seines Büchleins erinnert sich Christmann erneut des Provenzalischen. Die provenzalisch-rätische Wortliste, die er zusammenstellt, überrascht uns auf den ersten Blick (*solelh/solelg, leuc/leug, cresta/cresta, mos/mo, crein/crein* (von *crer* 'glauben'), *auter/auter, oz/oz, jeu/jou, sengher/senger*) und läßt uns infolge der

großen Blüte und literarischen Bedeutung des Provenzalischen bis hinein ins 12. Jahrhundert fast vermuten, das Romanische sei aus ihm hervorgegangen oder zumindest von ihm beeinflußt. Er findet darin den Beweis, «daß nehmlich die rhäzische Sprache nicht nur eine gewisse Reibung in jener Sprachen-Revolution erfahren, sondern daß in ihr von jener Provenzalen-Epoche sogar noch Spuren sichtbar sind» (p. 63).

Es hält schwer zu sagen, inwieweit Christmanns Studie damals beachtet wurde. Sie wird selten zitiert. Das Erscheinen von Conradis Grammatik (1820) läßt sie endgültig in Vergessenheit geraten. Bezeichnenderweise hat jedoch Christmanns «Nachricht» den Benediktiner Placi à Spescha auf den Plan gerufen. Das geht aus dessen Manuskript *Erläuterung über die Nachricht von der sogenannten romanischen Sprache in Graubünden von M. Wilhelm Ludwig Christmann, mit Zusätzen, und einer Sprachlehre; ausgearbeitet von einem Bürger dieser Nation im Jahre 1820* hervor.

Man würde erwarten, daß Spescha die von ihm im Titel erwähnte Schrift einer eingehenden Prüfung unterziehe, ist jedoch bitter enttäuscht. Spescha (vgl. unten) geht eben eigene Wege.

V. Die Akademie in der Verbannung

Die Zeit vor und während der Französischen Revolution – man versteht dies gut – war in Bünden den Studien und den Gelehrten wenig förderlich. Diese Meinung vertrat jedenfalls der französische Gesandte in Graubünden, Florent Guiot. In einem an Talleyrand gerichteten Briefe erkundigt er sich beim Minister, ob es genehm sei, wenn er der Nationalbibliothek eine Sammlung romanischer Bücher und Naturalien zustelle, und fügt seufzend bei:

C'est là tout ce que je puis faire pour les sciences et les lettres, dans un pays où l'ignorance et l'aversion pour l'étude semblent s'être réfugiées. Parmi les hommes jouissant d'une certaine fortune, les uns intriguent pour dominer, et les autres boivent. Je ne pourrais pas citer quatre exceptions[38].

Dennoch hatte auch diese unruhige Zeit ihre positiven Seiten. Die Ereignisse der Revolution warfen die verschiedensten Leute bunt durcheinander, und diese Tatsache brachte das Gespräch zwischen gebildeten Romanen und fremden Förderern in Gang; es sollte nicht mehr unterbrochen werden.

[38] E. Dunant, *La réunion des Grisons à la Suisse,* Bâle 1899, 216; Brief vom 9. September 1798. Guiot spricht auch von einem Wörterbuch (von welchem?), dessen erste Lieferungen erschienen seien, *mais le peu de debit a empêché l'imprimeur d'en achever la publication* (p. 217). – Die Franzosen, Anhänger der «France une et indivisible», haben immer schon Mühe bekundet, den romanischen Partikularismus zu verstehen.

Hier müßte man eigentlich die Aufklärer, Progressisten und Ökonomisten aus dem Kreise des *Neuen Sammlers* erwähnen, welche die einen für, die andern gegen das Romanische heftig Partei ergriffen. Unter ihnen finden sich Namen wie H. Bansi, H. L. Lehmann, H. Zschokke und L. Pol[39]. Größere Bedeutung kommt in unserer Sicht der Schrift des englischen Reiseschriftstellers W. Coxe zu. Sie scheint – berücksichtigt man ihre zahlreichen Ausgaben und Übersetzungen – ein eigentlicher «Bestseller» gewesen zu sein[40]. Am 21. Juli 1779 beginnt Coxe mit seinen Briefen in Cleven (Chiavenna), kommt hernach das Bergell hinauf ins Engadin und bereist dann ganz Bünden. Coxe stützt sich für das Romanische auf Joseph Planta, dessen Schrift er schon in London mit Nutzen gelesen hatte (p. 272). In S-chanf hat er das große Glück, einen tüchtigen Gewährsmann und Cicerone zu treffen, Petrus Dominicus Rosius de Porta, Pfarrer und Gastwirt, Verfasser der *Historia reformationis ecclesiarum Raeticarum* (1771–1777), den er «als eine Art Phänomen in der gelehrten Welt» betrachtet (p. 246). Seine Briefe über das Romanische sind dank dieser Begegnung recht gehaltreich ausgefallen.

Ein weiteres Ereignis, das auf die Diskussion und die Arbeiten über das Romanische befruchtend gewirkt hat, war die Verbannung der angeblichen oder echten bündnerischen Franzosenanhänger sowie die Ächtung ihrer Ideen durch die Österreicher. Man kann sich den Unwillen jener Männer leicht vorstellen, die ohne nähere Begründung ihren Familien und ihrer Tätigkeit jäh entrissen wurden. Der Landrichter Georg Anton Vieli läßt in der «Canzun dils deportai» seiner Wut freien Lauf:

Tgi ein quels gronds che seen a Cuera / e dattan leschas als Grischuns / e maglian, beivan, ch'han la fuera / ed ein er loschs sco tons pivuns?[41] (Wer sind die großen Herren, die zu Chur sitzen und den Bündnern Gesetze geben, die schlemmen, trinken und Durchfall haben und die stolz sind wie Pfauen?)

Sei dem, wie es wolle! Trotz der tragischen Ereignisse behält auch hier das Bibelwort «O felix culpa!» seine Gültigkeit: glückliche Schuld, welche den romanischen Studien erst recht neue Wege wies. Unter den Deportierten befanden sich der Prädikant Mattli Conradi (Conrad) von Andeer und P. Placi à Spescha. Der impulsive Benediktiner findet sich schnell mit seinem Schicksal ab und tröstet sich, wie er sieht, in welch illustre Gesellschaft er geraten ist. Wir hatten unter uns, so schrieb

[39] Für H. Bansi, vgl. *BM* 1941, 289: *Volk, Sitten und Gesetze eines Gebirgthals in Graubünden 1812,* publiziert durch R. O. Tönjachen. – H. L. Lehmann: *Patriotisches Magazin von und für Bündten,* Bern 1790, 109ss.: *Sprache im Bündnerland überhaupt, und besonders im Domleschg.*

[40] W. Coxe, *Travels in Switzerland,* London 1789, 3 Bde. – Deutsche Ausgabe: *Briefe über den natürlichen, bürgerlichen und politischen Zustand der Schweitz,* Zürich 1792, besonders 26–68, 227–236; für die Sprache vgl. 269–300.

[41] Vgl. C. Decurtins, *Rätoromanische Chrestomathie,* Bd. 1, 453 (Schreibung von uns normalisiert).

er, «Theologen, Moralisten, Schriftsteller, Künstler, Handwerker, Beamte, Phisiker, Feldmesser, Mathematiker, Taktiker, Apotheker, Staats- und Kriegsmänner, Sprachlehrer, Professoren, kurz: den Kern der rhätischen Wissenschaften und der Gelehrsamkeit[42]».

Die Freiheit und Ruhe, die die beiden Obgenannten in Innsbruck und Graz (Conradi) genießen, gestattet ihnen, gründlicher über das Romanische nachzudenken. Sie kommen überein, es müsse etwas zur Rettung der alten Sprache geschehen. P. Placi ging mit seinen Ideen über das Romanische den Weg des Außenseiters und Phantasten, Conradi dagegen jenen des Praktikers.

P. Placi à Spescha – J. G. Ebel

Der Disentiser Konventuale schrieb, wie man weiß, eine ganze Bibliothek über das Romanische und seine Literatur. Die Handschriften sind jedoch, mit geringen Ausnahmen, zu seinen Lebzeiten nie im Druck erschienen[43]. So wird man die Wirkung seiner Werke nicht allzuhoch veranschlagen. Eine Arbeit wurde aber immerhin publiziert, und zwar 1805 in der von J. G. Ebel[44] redigierten Zeitschrift *Isis*[45]. Ihr Titel lautet: *Die Rhäto-Hetruskische Sprache. Ein Beitrag zu deren Geschichte.* Obschon das Romanische in Joseph Planta seinen Historiographen gefunden habe, hoffe er, Spescha, sich mit seinen Erläuterungen den Archäologen und Philologen nützlich zu erweisen, da ihr Inhalt teilweise unbekannt sei. Er habe seine Beobachtungen eifrig notiert, «um sie einst, als Einleitung zur rhätoromanischen[46] Sprachlehre meines Freundes, des Herrn Pf. Conradi, dienen zu las-

[42] Pater Placidus à Spescha, *Sein Leben und seine Schriften,* hg. von F. Pieth, K. Hager und M. Carnot, Bümpliz-Bern 1913, 128 (zit.: Spescha, *Leben und Schriften*). – P. Genelin, *Ils Grischuns menai sco arrestants politics ad Innsbruck gl'onn 1799,* in *Ischi 3,* 153ss.; Verzeichnis der Deportierten, vgl. p. 175.

[43] Für die Bibliographie vgl. Spescha, *Leben und Schriften* LXXXXVIIIss.; überdies *Glogn 1933,* 123ss. (G. Gadola); *ibid.* 109ss. eine Würdigung der Arbeiten Speschas über das Romanische.

[44] Über Johann Gottfried Ebel (1764–1830), vgl. *HBLS 2,* 772; neuerdings *NZZ* Nr. 4275 vom 11. 10. 1964. Conradi hat Ebel, da er ihm einen Verleger vermittelte, seine Grammatik zugeeignet. Dem gleichen Gelehrten widmete auch Spescha seine handschriftlich gebliebene *Allgemeine Romanisch-Deutsche Sprachlehre,* 1820 (Klosterarchiv Ms. Pl.Sp. Nr. 26–27), in Anerkennung dafür, daß er seinen Artikel in *Isis* (cf. N 45) veröffentlicht hatte.

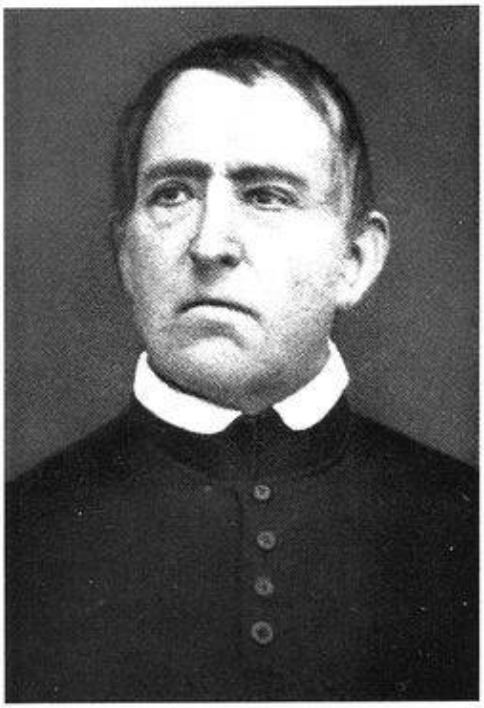
[45] *Isis,* Eine Monatsschrift von Deutschen und Schweizerischen Gelehrten. Bd. 1, Zürich 1805, 24–33 (zit.: *Isis*).

[46] Bei Spescha tritt unseres Wissens erstmals der Ausdruck *rhätoromanisch* (neben Rhäto-Hetruskisch, rhätisch-romanisch) auf. Er hatte einen unerwarteten Erfolg. Conradi nennt sein Wörterbuch *das allererste, rhätisch-romanische Wörterbuch.* Diefenbach (1831) und Humboldt (1832) greifen die Bezeichnung *rhätoromanisch* wieder auf. Spescha (der das Grödnerische kennt und erwähnt) wollte die Bezeichnung bestimmt nicht auf die bündnerromanischen Idiome beschränken. Die Ent-

Joseph Planta

Lorenz Diefenbach

Otto Carisch



P. B. Carigiet

Zaccaria Pallioppi

G. I. Ascoli

Theodor Gartner

Robert von Planta

sen[47]». Im ersten, geschichtlichen Teil lehnt sich Spescha ziemlich eng an Planta an. Charakteristisch für ihn ist die Behauptung, das Surselvische sei der reinste und echteste romanische Dialekt, das authentischste Relikt der etruskischen Sprache. Das Argument, das er dafür bereithält, überzeugt allerdings wenig, nämlich: «sie [scil. die surselvische Sprache] liebt die Kürze in ihrem Vortrag, und in der Poesie den Wohlklang. Sie ist äußerst genau in der richtigen Fügung der Versification, und schneidet deshalb oft eine oder zwey Silben hinweg, oder setzt andere hinzu» (p. 29). Man nenne ihn den «antiquissm lungaig da l'aulta Rhaetsia», ein pathetischer Titel, der sicherlich nur im Kopfe des großen Patrioten Spescha jemals existiert hat. Im zweiten Teil seines Artikels macht P. Placi ein Inventar der romanischen Schriften, die sich vor dem Franzosenbrand im Kloster Disentis befanden. Könnte man ihm Glauben schenken, so wären uralte, unersetzbare Schätze in den Flammen aufgegangen. Das ist nach den neuesten Untersuchungen wenig wahrscheinlich. Spescha hat hierin etwas dick aufgetragen[48].

Bedauern muß man, daß er sich in seiner Arbeit nicht über die einstige Ausdehnung des Romanischen ausspricht. Als Archivar des Klosters vor dem Brande hat Spescha mit großer Wahrscheinlichkeit Einblick in Stöcklins Schriften gehabt, die ihm eine erste Orientierung vermittelten. Während des Zwangsaufenthaltes im Tirol erweiterte sich sein Horizont in dieser Hinsicht merklich.

Seine vornehmste Beschäftigung sei es dort gewesen, den Spuren der rätischen Nation und Sprache nachzugehen. Aus den Tiroler Ortsnamen, die ihn an ähnlich

wicklung führte jedoch zu einer solchen Einschränkung. L. Steub (*Über die Urbewohner Rätiens,* 1843, 22 N) reagiert als erster, indem er schreibt: *Gegen den Ausdruck rätoromanisch ist dagegen nichts einzuwenden, als daß darauf auch das Ladin der Grödner und Enneberger Anspruch machen kann.* Er selber verwendet den Ausdruck in diesem Sinne. Diez (*Gramm.* I[5], 111) will dagegen nichts davon wissen und bevorzugt für die bündnerromanischen Idiome die Bezeichnung «churwälsch».

Gartner (*Grammatik und Handbuch*) dehnt die Verwendung von «rätoromanisch» auf alle romanischen Idiome von Rätien bis ins Friaul aus.

Ascoli (*AGI 7,* 567 N) lehnt sich heftig dagegen auf und meint «*l'applicazione di questo epiteto ai territorj o ai dialetti friulani, pare ... non altro che un cattivo scherzo*». Wenn er aber seinerseits den Ausdruck «*ladino*» für das Surselvische und Friaulische verwendet, denen er in dieser Bedeutung ebenfalls unbekannt ist, macht er sich des gleichen Vergehens schuldig wie Gartner. Es stimmt zwar, daß die Benennung *ladin* in gewissen Gegenden (Engadin, Dolomiten) lebendig, älter und authentischer ist als *retoromontsch;* immerhin war aber dieser gelehrte Terminus schon zur Zeit Ascolis beinahe 100 Jahre alt.

[47] Unter den Handschriften Speschas in Disentis (Klosterarchiv Ms. Pl. Sp. 43) trägt eine den Titel «*Bemerkungen über die Sprachlehre des Herrn Conradi ...*» 1800; eine andere in Chur (Kantonsarchiv) ist mit «*Beiträge und Erläuterungen z. deutsch-romanischen Grammatik des Hrn. Math. Conradi ...*» 1823 überschrieben.

[48] Vgl. I. Müller, *Die Abtei Disentis und der Volksaufstand von 1799,* in *Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte 57,* 130 s.

lautende seiner engeren Heimat erinnern, schließt er, daß das ganze Gebiet rätisch gewesen sein müsse[49]. Der Etruskomane Spescha, der sich auf seinen Wanderungen und Reisen im Tirol vom Klang der Ortsnamen faszinieren läßt, ist ein Ludwig Steub «avant la lettre». In der «Erläuterung 33» sagt er:

Wer aber noch bestimmter überzeugt werden will, daß die Rhätier ihre alte Sprache der Tuscier noch jetzt beibehalten haben, der reise selbst, oder übersehe meine Reisen durch das Tyrol vom J. 1799, 1800 und 1801. So wird er zur Genüge Ortsnämen finden, die ihn zu meiner Vermuthung führen können.

Ein Werk, das P. Placi in dieser Richtung beeinflußt haben muß, ist dasjenige des Tirolers Joseph Resch[50], das die Geschichte von Brixen zum Gegenstand hat. Namentlich im Bereich der Landwirtschaft und insbesondere der Viehzucht verwendeten die Tiroler noch viele rätische Ausdrücke. Wirklich schade, daß er diese damals nicht sorgfältig verzeichnet hat[51]. Kinder- und Jugendspiele (zum Beispiel das Scheibenschlagen), aber auch die Küche seien die gleichen wie bei uns.

Sehr stolz stimmte ihn eine Begegnung mit Romanen aus den Dolomiten (Ennenberger, Peutelsteiner, Grädner), mit denen er sprach. Beide Partner hätten einander verstanden. Allerdings müsse man sagen, daß ihre Mundart dem Engadinischen näherkomme als dem Surselvischen[52]. Daß er die Dolomitensprache ohne weiteres zu den romanischen Mundarten zählt, wird auch an einer anderen Stelle der «Erläuterung» deutlich:

Von einem hohen Berggipfel im ostsüdlichen Tyrol gehen verschiedene Thäler aus: das Gräden-, Peutelstein-, Eneberg- und Abley Thal: und ich vernahm von diesen Thalbewohnern einen besondern Dialekt (p. 6s.).

Man fragt sich, woher Spescha die Sicherheit nimmt, mit solcher Überzeugung die sprachliche Verwandtschaft zwischen Romanen und Ladinern der Dolomiten festzustellen (vgl. Kap. VI).

[49] SPESCHA, *Leben und Schriften*, 133.

[50] Über J. RESCH vgl. *Allgemeine Deutsche Biographie 28*, 237–238. – ANNA CORETH, *Österreichische Geschichtsschreibung in der Barockzeit 1620–1740*, 1950, 162–163, bemerkt: *Diesen Arbeiten schloß der tüchtige Forscher Joseph Resch seine umfangreiche Geschichte des Bistums Säben-Brixen an, die an Technik und Exaktheit der Quellenbenützung neben die ersten Werke der Zeit zu stellen ist* (Mitt. P. I. MÜLLER).

[51] Verschiedene vom Innsbrucker Romanisten ALWIN KUHN angeregte und geleitete Doktorarbeiten geben SPESCHA recht. Vgl. G. PLANGG, *Die rätoromanischen Flurnamen des Brandnertales*, Innsbruck 1962. – P. E. SCHNEIDER, *Romanische Entlehnungen in den Mundarten Tirols*, Innsbruck 1963. – Sr. CLARA MÄTZLER, *Romanische Entlehnungen in den Mundarten Vorarlbergs* (im Druck).

[52] SPESCHA, *Leben und Schriften*, 133.

Mattli Conradi – Wilhelm von Humboldt

Ebenfalls während der Deportation in Österreich begann Conradi[53] mit der Arbeit an der *Praktischen deutsch-romanischen Grammatik* und vollendete das Werk in zwei Monaten. Sie erschien aus finanziellen Gründen erst 1820 bei Orell-Füssli & Co. in Zürich. Conradis romanische Studien nehmen ihren Anfang allerdings in der Zeit vor der Verbannung. Im Jahre 1773 hatte er seinen Bruder in Berlin besucht. Bei dieser Gelegenheit sprach er auch beim Geographen Anton Friedrich Büsching[54] (vermutlich ein ehemaliger Kommilitone seines Vaters) vor. Diesem berichtete er unter anderem von der romanischen Sprache. Büsching zeigt sich sehr interessiert und fordert Conradi auf, einen spanischen Text, den er ihm vorlegt, zu lesen. Er ist baß erstaunt, daß Conradi den Inhalt ohne Schwierigkeiten erfaßt. Büsching hat Conradi ermuntert, eine romanische Grammatik zu schreiben. Sein Interesse am Romanischen ist aber allem Anschein nach nicht von Dauer gewesen. Aus der Deportation zurückgekehrt (1801), zeigt Conradi das Manuskript seiner Grammatik dem Theologen und Schriftsteller Carl Grass von Curland[55]. Dieser reist wenig später nach Rom, wo er Wilhelm von Humboldt, damals preußischer «Ministerialresident» in der Ewigen Stadt[56], über diese Arbeit berichtet. Das Gespräch mit Grass erweckt dessen Neugier. Er wendet sich sogleich an Conradi und legt ihm nahe, ihm ein Exemplar seiner Grammatik oder, sofern diese noch nicht erschienen sei, eine Beschreibung dieser alten Sprache zu senden. Einmal im Besitze dieses Aufsatzes, wächst sein Interesse. In einem zweiten Brief bittet er Conradi, er möge ihm eine Liste der ihrem Herkommen nach dunklen Wörter beschaffen. Gleichzeitig fordert er Conradi auf, ein romanisches Wörterbuch auszuarbeiten. Fünf Jahre später erhält Conradi die Wortlisten wieder zurück, zusammen mit einem etymologischen Deutungsversuch. Oft hat Humboldt eine glückliche Hand. So etwa, wenn er das Wort *andutgel* (Hauswurst) mit dem fr. *andouille* verbindet, wenn er *battagl* (Klöppel) an *batter* (schlagen), *caluster* (Mesmer) an CLAUDERE und CLAUSTRUM anknüpft. Sehr oft aber mißlingt die Deutung völlig. Etwa wenn er *cuschentar* (zum Schweigen bringen, beschwichtigen) dem dt. *kuschen*, fr. *coucher* nähert oder roman. *fadetgna* (Rebschoß) an dt. *Faden* anknüpft.

Im Jahre 1814, während der Wiener Kongreß tanzt (und mit ihm vermutlich

[53] Vgl. *Annalas 45*, 263ss.: GIACHEN CONRAD, *Ser Mattli Conrad, il giuven* (*1745–1832*). – Vgl. BÖHMER, *Romanische Studien 6*, 304.

[54] ANTON FRIEDRICH BÜSCHING (1724–1793), berühmter Geograph. Das bekannteste seiner Werke ist die *Neue Erdbeschreibung* (Hamburg 1754–1792, 11 Teile). Vgl. *Meyers Konversationslexikon* (*1895*) *3*, 738 (zit.: *MKL*).

[55] Es wird sich um den Maler C. GRASS (1767–1814) handeln; vgl. *HBLS 3*, 638. Er lebte auch in Zürich und Chur.

[56] Über den Römer Aufenthalt W. VON HUMBOLDTS cf. z. B. *MKL 9*, 43.

auch Humboldt), erkundigt sich Conradi durch Vincenz von Salis-Sils, ob er Seiner Exzellenz das in Vorbereitung begriffene romanisch-deutsche und deutsch-romanische Wörterbuch widmen dürfe. Am 30. September 1823, nachdem Humboldt den ersten Teil des gedruckten Wörterbuches entgegennehmen durfte, bedankt sich dieser mit folgenden aufschlußreichen Zeilen:

Es ist mit dem Wörterbuch und Grammatik Euer Hochwürden einem wahren Bedürfnis abgeholfen, indem es erst durch diese wichtige Werke klar werden kann, welchen Weg man eigentlich der romanischen Sprache anweisen muß, und in wie fern sie wirklich alte, und ihre eigene Wurzelworte besitzt. Das genaue Studium dieser Sprache kann über die Ursprünge mehrerer neuen Sprachen sehr merkwürdige Aufschlüsse gewähren: Lassen sich Euer Hochwürden also ja nicht verdrießen, dieser Arbeit viel Zeit gewidmet zu haben. Sie können gewiß auf den Dank aller Sprachforschern rechnen, und die Überzeugung haben, daß dadurch die ächte Wissenschaft wahrhaftig gefördert worden ist (*RSt. 6*, 306).

Dieser bedeutsame Passus wurde leider erst Jahrzehnte später veröffentlicht, so daß er nicht den ihm zukommenden Widerhall fand[57]. Noch an einer anderen Stelle erinnerte sich Humboldt des Romanischen, nämlich in seiner Abhandlung *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues* ... (1832)[58], wo er schreibt:

... die Rhäto- und die Dako-Romanische Sprache sind der wissenschaftlichen (Behandlung) nicht teilhaft geworden, ohne daß sich sagen läßt, daß ihre technische Form hinter den übrigen zurückstände.

Das Verhältnis Conradi–Humboldt war in doppelter Hinsicht fruchtbar. Der Landessohn machte den Gelehrten mit seiner Sprache bekannt. Dieser erkannte und würdigte deren Bedeutung für die Sprachforschung. Zugleich ermunterte er Conradi, in seinen Bemühungen nicht nachzulassen.

Die Leistung Conradis ermißt man am besten, wenn man bedenkt, daß seine Grammatik und sein Wörterbuch die ersten der Forschung bekannten Werke eines Einheimischen darstellen: eine Quelle, oft die einzige, die immer wieder ausgeschöpft und zitiert wird[59]. Mit welcher Ungeduld man solche Werke erwartete,

[57] GARTNER hat den Briefwechsel CONRADI/HUMBOLDT in den *Romanischen Studien 6*, 303ss., veröffentlicht. – Verschiedene Gelehrte hatten schon zur Zeit Conradis Kenntnis von dieser Korrespondenz, so: der Orientalist H. KLAPROTH (1783–1835); CARL ULYSSES VON SALIS-MARSCHLINS (1762–1818), Verfasser einer unveröffentlichten *Geschichte der romanischen Sprache nebst anziehenden Proben ihrer verschiedenen Dialekte;* dann der bereits zitierte J. G. EBEL. Ihrem Wunsche entsprechend, hätte CONRADI gerne die *Bemerkungen* publiziert, kam aber nicht dazu.

[58] *Abhandlungen der k. Akademie zu Berlin* 1832, II, CCCVII.

[59] Weitere (romanisch-deutsche und deutsch-romanische) grammatikalische und lexikologische Werke waren zwar der Arbeit CONRADIS vorausgegangen, wurden jedoch außerhalb Romanischbündens kaum beachtet, so das Wörterbüchlein *Der Die Das*

erhellt aus einer Bemerkung bei Spescha/Ebel (*Isis*): «Diese vollständig ausgearbeitet rhätisch-romanische Sprachlehre ist noch nicht gedruckt. Vielleicht nach wenigen Jahrhunderten ist diese Sprache ganz erloschen, und ein Manuscript, wie das der Conradischen Grammatik, dürfte dann mit Gold aufgewogen werden, und zu spät gesucht seyn[60].» Und was die Pflege des Romanischen anbelangt, das heißt das Sich-Zurechtfinden im romanisch-deutschen Dilemma (durch Christmann mit dem Bild des Januskopfes charakterisiert), bemerkt Spescha treffend: «Sobald wir ein vollständiges Wörterbuch, und eine richtige Sprachlehre im Romanischen haben werden, so wird Janus seine Gesichter gegeneinanderstellen, und besser sehen[61].»

Alles in allem hat Conradi seine Kräfte und Möglichkeiten richtig eingeschätzt. Vom praktischen Standpunkt aus war es gewiß ein Vorteil, daß er sich an die Sprache der ihm geläufigen protestantischen Bibel anlehnte. Daneben hat er allerdings auch die Beiträge seiner Vorgänger konsultiert. So hat schon Robert von Planta festgestellt, daß Conradi, für den deutsch-romanischen Teil oft in unkritischer Weise, ergiebige Anleihen bei P. B. Veith (1805) gemacht hat. Die spärliche Phraseologie im Wörterbuch, die Tatsache ferner, daß er eine Unzahl gelehrter Ausdrücke, unnötiger Germanismen und über den Leist des Deutschen geschlagener Neologismen aufnahm, hatte jedoch nachteilige Wirkungen. All dies weckte und festigte möglicherweise die falsche Idee, das Romanische sei eine Sprache ohne Saft und Kraft, wort- und ausdrucksarm; eine Sprache, die zu wenig entwickelt sei, um als eigenständig qualifiziert[62] werden zu können.

VI. Das Rätoromanische als internationale Sprache

Bündnerromanisch – Zentralladinisch (Dolomitisch) – Friaulisch

Ascoli und Gartner haben mit ihren soliden Untersuchungen den Nachweis erbracht, daß das Bündnerromanische, das Zentralladinische und das Friaulische eine in wichtigen Zügen gemeinsame sprachliche Struktur aufweisen und vom wissenschaftlichen Standpunkt aus als ein Ganzes zu betrachten sind. Dagegen waren sie bei weitem nicht die ersten, die eine solche Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit geahnt und erkannt haben. Insbesondere was das Verhältnis Romanisch-

1744 (*Bibliogr.* Nr. 2486), die *Nomenclatura* von Capol 1770 (*Bibliogr.* Nr. 512), die *Nova Grammatica romonscha e tudeschgia* von P. B. Veith 1771, 2. Ausgabe 1805 (*Bibliogr.* Nr. 2835–36), die *Principis da grammatica nel linguaig todaisc* ... von Minar, Catani und Pol 1778 (*Bibliogr.* Nr. 1840). – Über P. B. Veith vgl. G. Gadola, in *Ischi 46*, 75; I. Müller, in *Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins* 1962, 69 s.

[60] *Isis 1*, 24 N.

[61] Spescha, *Erläuterung*, 37.

[62] Rausch, *Literaturg.*, 7.

bünden–Zentralladinien anbelangt, muß man viel weiter zurückgehen. Es ist aber nicht leicht zu sagen, wo dieser Gedanke erstmals auftauchte. Begegnungen wie jene des P. Placi à Spescha im Tirol mit Bewohnern aus den Dolomiten, das heißt eine direkte Konfrontation der bündnerromanischen Idiome mit den grödnerisch-badiotischen und friaulischen, erfolgte, namentlich vom Engadin und Münstertal aus und umgekehrt, sicherlich oft im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts[63]. Man denke auch an die Auswanderung von Engadinern als Schuster und Zuckerbäcker (*s-chaliters*) in Richtung Venedig und Friaul im 15. und 16. Jahrhundert[64]. Unter diesem Gesichtswinkel wird das, was Fontanini und vor ihm P. P. Vergerius über das Romanische und Friaulische ausgesagt haben, besser verständlich.

Jesuiten, die seit 1717 in den deutsch-ladinischen Tälern Südtirols missionierten, stellten im Jahrbuch von 1739 die Eigenart der Dolomitensprache fest[65]. Einen weiteren Schritt in der Unterscheidung der sprachlichen Gegebenheiten in jenen Gegenden macht 1763 S. P. Bartolomei, Juriskonsult von Pergine/Persen. Sein handschriftliches Traktat *De orientalium Tyrolensium praecipue alpinorum originibus* enthält unter anderem auch eine Wortliste aus dem Abteital[66]. Bartolomei erkennt nicht bloß die enge Verwandtschaft der zentralladinischen Mundarten unter sich, sondern auch den ähnlichen Habitus des Grödnerischen und Badiotischen mit der Sprache der «westlichen Räter». Er meint damit sehr wahrscheinlich das Engadinische. Speschas Bemerkungen in der Zeitschrift *Isis* erschienen 1805. Dort behauptete er, das Romanische sei «der Grednerischen Mundart ohngefähr so verwandt, wie das Schweizerdeutsch dem Tyrolerdeutsch. Und so versteht der Romane einen Gredner, wie der entfernte Tyroler einen Salzburger im Gebürg versteht[67].» Den stärksten Widerhall fand die nicht signierte Arbeit von P. Placi à Spescha bezeichnenderweise gerade im Tirol. Man ersieht dies aus dem Geschichtswerk des Freiherrn Joseph von Hormayr[68], wo dieser auf das Rätische zu sprechen kommt. Die diesbezügliche Stelle ist sozusagen wörtlich aus *Isis* kopiert, ohne daß Hormayr, der sonst Lehmann und Zschokke erwähnt, seine Quelle nennen würde.

[63] A. Vittur, *Enneberg in Geschichte und Sage*, Lana a. E. 1912, 27, berichtet, daß die Zöglinge des theologischen Seminars von Brixen im Jahre 1791 wegen der Sedisvakanz nach Chur zur Priesterweihe gehen mußten. Sie seien nicht wenig erstaunt gewesen, in Chur ein ihrer Sprache ähnliches Idiom zu vernehmen. Die gleiche Erfahrung machten tirolische Schützen, die in den Jahren 1799/1800 nach Graubünden kamen.

[64] G. B. Corgnali, *Engadinesi in Friuli nei secoli XV–XVI*. Tolmezzo 1955.

[65] O. Stolz, *Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol ..., Bd. 1,* 133ss.; *Bd. 4,* 273 (zit.: Stolz, *Südtirol*).

[66] *Op. cit., Bd. 1,* 165, und N 2; *Bd. 4,* 273; Bartolomeis Manuskript befindet sich im Ferdinandeum Innsbruck (Dip. 958); die Kapitel X und XI handeln von den ladinischen Tälern.

[67] *Isis 1,* 33.

[68] J. Hormayr, *Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tirol*. Tübingen 1806, 124 N 4.

Da Hormayr nach eigener Aussage kurz nach dem Franzosenbrand (vom 6. Mai 1799) mit den «Kaiserlichen» nach Bünden gelangte, dürfte er hier Anregungen zu seinem Werk empfangen haben. Dem franzosenfreundlichen Placi à Spescha persönlich ist er jedoch kaum begegnet. Hormayr verbindet die zentralladinischen Idiome nicht «expressis verbis» mit den bündnerromanischen. Dagegen verzeichnet er bündnerromanische Proben (engadinische und surselvische, nach Zschokke), ferner (allerdings fragwürdige) Wortlisten aus Gröden und Abtei. Die zentralladinischen Mundarten hält er für ein verderbtes Italienisch. Das Grödnerische klammert er immerhin aus, indem er schreibt:

Ihre Sprache hat weder mit jener deutschen, noch mit der heutigen italienischen eine auffallende Ähnlichkeit, in ihrer kurzen und lebhaften Betonung, ihrer Manier zu accentuiren, das S. vor Vocalen, das U, das en, wie ang, durch die Nase auszusprechen, gleichen sie ganz gemeinen Franzosen ... (p. 139).

Die Bedeutung von Speschas Studien bestätigt überdies 1807 der Ladiner Joseph Steiner von Kastelruth in seinem das Grödnertal betreffenden Aufsatz[69]. Er bezieht sich ausdrücklich auf die in der zürcherischen Zeitschrift *Isis* erschienenen Ausführungen und betont, durch diese gestützt, die engen Bande zwischen dem Grödnerischen und Bündnerromanischen sowie die besondere Stellung der Mundart von Gröden innerhalb der neulateinischen Sprachen überhaupt. Zwei weitere 1832 unabhängig voneinander veröffentlichte Schriften zeigen, wie die Idee immer mehr an Boden gewann und wie die Ergebnisse immer gültiger wurden. Es ist dies in erster Linie J. Th. Hallers *Versuch einer Parallele der ladinischen Mundarten in Enneberg und Gröden in Tirol, dann im Engadin und in den romaunschischen (sic) in Graubünden*[70].

Das Verdienst Hallers liegt darin, daß er, in Anlehnung an den üblichen Aufbau einer Grammatik, das Surselvische, das Unterengadinische, das Ennebergische (Badiotische) und das Grödnerische (teilweise auch das Fassanische, das Livinallongische und das Italienische) miteinander vergleicht. Eine Anzahl Prosatexte: das Vaterunser, das Gleichnis vom Verlorenen Sohn, die Ehebrecherin nach Joh. 8, jeweils nach den schwierigsten und bemerkenswertesten Wörtern kommentiert, vermitteln einen guten Eindruck dessen, was die verschiedenen Idiome eint oder trennt. Haller verrät kein schlechtes linguistisches Flair, wenn er auf eigentümliche Ausdrücke wie *tgietschen/cotschen* (rot), *bugen* (gerne), *tschadun* (Löffel), *onda* (Tante) hinweist. Er ist nicht nur der erste, der die Bezeichnung «ladinisch» einführt und sie auf die bündnerromanischen und zentralladinischen Mundarten bezieht, er ist – abgesehen von dem, was schon weiter oben gesagt wurde – auch der

[69] *Sammler für Geschichte und Statistik für Tirol*, Bd. 2, 1ss. (zit. nach Stolz, *Südtirol 4*, 273). – Vgl. Gartner, *Die Gredner Mundart*, III.

[70] *Beiträge zur Geschichte, Statistik, Naturkunde und Kunst von Tirol und Vorarlberg*, Innsbruck 1832, Bd. 7, 93–165.

erste, der das Friaulische in Parallele zu setzen beginnt, mit den Worten: *Wie sich das Ampezzanische dem benachbarten Cadorinischen, so nähert sich dieses dem Furlan* (p. 135).

Seine Folgerungen sind bedeutsam. Die Mundarten Grödens und Ennebergs bilden ein und dieselbe Sprache und weichen voneinander nur unwesentlich ab. Sie (besonders das Badiotische und Grödnerische) kommen dem Engadinischen näher als dem Surselvischen.

Es ist der Mühe wohl wert, in Erinnerung zu rufen, wie Haller ein halbes Jahrhundert vor Ascoli und Gartner die rätoromanischen Idiome charakterisierte: *Obgleich die Gebirgsvölker, welche diese Mundarten sprechen, durch Länder ganz anderer Sprachen getrennet sind, und weder in irgend einer Territorial-, noch in einer kommerziellen Verbindung stehen, stellt sich dennoch in den Stamm- und Wurzelwörtern ihrer Mundart, in der Gestaltung ihrer Betonung und in ihrem ganzen Gehalte eine solche Gleichheit und Ähnlichkeit auf der einen, und eine solche gleichartige Verschiedenheit von der zunächst verwandten italienischen Sprache auf der anderen Seite dar, daß sie durchgehends nicht als eine bloße Abartung der italienischen oder irgend einer noch älteren Sprache angesehen werden kann, indem eine so gleichartige Abartung keinen vernünftigen Erklärungsgrund für sich hätte ... Eine solche Erscheinung läßt sich wohl nur durch die Voraussetzung erklären, daß diese Mundarten ein viel höheres gemeinschaftliches Alter für sich haben* ... (p. 161 s.).

Bemerkenswert ist, daß ein anderer Verfasser ungefähr zur gleichen Zeit ebenfalls das Thema Rätien–Zentralladinien abwandelte. Schon am 8. Oktober 1831 hatte ein gewisser Oberlehrer Walter in der Geographischen Gesellschaft von Berlin seine Arbeit *De Romanensibus Helvetiae et Teriolis gentibus*[71] vorgetragen. Da gelehrte Männer neulich die Behauptung aufgestellt, es hätten sich Relikte der alten Räterkultur in einigen Tälern Graubündens und Tirols bis auf den heutigen Tag erhalten, ohne schlüssige Beweise dafür oder dawider zu erbringen, habe er selber in diesen Gegenden einen Augenschein vorgenommen. Was sich dort der Erforschung darbiete, sei nur mehr die Sprache. Nach einer kurzen Beschreibung der verschiedenen Gegenden führt Walter Wortlisten an (fast ausschließlich Konkreta) aus Livinallongo (Buchenstein), Badia (Abtei, Enneberg). Er vergleicht sie mit dem Lateinischen oder mit Ausdrücken anderer neulateinischer Sprachen. Das gleiche wird mit Wortgut aus Müstair, dem Unter- und Oberengadin, dem Oberhalbstein, von Domat/Ems und aus der Surselva wiederholt. Im Abschnitt *Animadversiones nonnullae de origine vocabulorum Romanensium* werden einige Schlüsse gezogen. So etwa, daß das Romanische zweifellos vom Lateinischen stamme, andererseits beträchtliche Entlehnungen beim Deutschen gemacht habe[72].

[71] *Programm des Königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums*, Berlin 1832.

[72] Er stützt sich dabei namentlich auf das Wörterbuch von Conradi und erwähnt auch Christmann.

Die Wörter, die er ausscheidet, um einen ausgewiesenen Linguisten prüfen zu lassen, ob es sich dabei etwa um rätisches (also vorrömisches) Material handle, sind für damalige Begriffe nicht uninteressant, so etwa: *madargniuns* (Trauben), *madrun* (Kolik), *ilg mulaun* (Schabe, Motte), *la nizza* (Klinge), *l'onda* (Tante), *macort* (häßlich). Walters Leistung ist aber mehr als bescheiden. Das Neue daran liegt wohl im Versuch einer Mundartaufnahme an Ort und Stelle.

Das Problem ist nun gestellt. Es wird von jetzt an immer energischer verfolgt und näher an eine Lösung geführt, so durch P. Pirmin Rufinatscha (1853, 1863), J. Ch. Mitterrutzner (1856) und andere. Christian Schneller, Verfasser der wohl bedeutendsten Arbeit vor Ascoli und Gartner, pflückt eine reife Frucht, wenn er schreibt (*Die romanischen Volksmundarten im Südtirol,* Gera 1870, p. 9):

Wir haben somit einen eigenen friaulisch-ladinisch-churwälschen Kreis als selbständiges, wenn auch nie zu einer Schriftsprache gelangtes, ja nicht einmal vom Bewußtsein eines innern Zusammenhanges charakterisiertes Hauptgebiet der romanischen Sprachen vor uns.

Dieser Kreis stand einst als mächtiger in seiner Auswölbung weit über den Brenner herüber reichender Bogen mit seinem einen Ende an den nördlichen Küsten des Adriatischen Meeres, mit dem andern am mächtigen Mittelpunkt der Alpen, am St. Gotthard.

VII. Eigentliche Linguisten und Romanisten

Diefenbach – Diez – Fuchs

Lorenz Diefenbach (1806–1883)[73], ein bekannter Indogermanist, Pfarrer und Bibliothekar in Solms-Laubach (Deutschland), ist der erste eigentliche Linguist an der Arbeit. Seine Studie *Über die jetzigen romanischen Schriftsprachen, die spanische, portugiesische, rhätoromanische (in der Schweiz), französische, italiänische und dakoromanische usw. ...* (Leipzig 1831) ist gekennzeichnet durch Originalität in der Darstellung und durch eigene Gedankengänge. Es war ein entscheidender Schritt, daß er, der anerkannte Linguist, das Rätoromanische auch als Schriftsprache überzeugend und sicher den anderen neulateinischen Sprachen zur Seite stellte.

Diefenbach ist vorerst bemüht, mit dem Mythos Schluß zu machen, das Rätoromanische sei gar die Mutter des Lateinischen, sah doch männiglich in ihm einen legitimen Erben des Etruskischen. Neuere Untersuchungen hatten aber ergeben, daß beide Sprachen grundverschiedenen Systemen angehörten.

Für Diefenbach ist das Romanische ein Zweig des Altfranzösischen (*romance*); es gleiche mehr der *Langue d'oc* (dem Provenzalischen). Hierin kommt er dem nahe, was schon Christmann gesagt hat. Über die tirolischen Mundarten der Dolomiten, speziell über das Grödnerische, spricht sich Diefenbach nicht deutlich aus. Sie seien

[73] Vgl. *MKL 4,* 995.

noch zu wenig erforscht. Die Arbeiten von Walter und Haller waren ihm zweifellos noch nicht bekannt.

Dagegen erweitert er das rätoromanische Feld gegen Süden, indem er feststellt: *Dialekte dieses Zweiges der romanischen Sprache in weiterem Sinne finden sich ferner in einigen italiänischen Cantons, im Piemont und in dem Furlano Friauls* (p. 42).

Es ist dies (mit Ausnahme des Friauls) das Gebiet, das, sprachlich betrachtet, einen galloromanischen Einschlag aufweist. Diefenbach verwendet zwar noch nicht diese unterscheidende Bezeichnung. Seine Einteilung der neulateinischen Sprachen in drei Gruppen: Spanisch/Portugiesisch, Rätoromanisch/Französisch, Italienisch/Dakorumänisch läuft hingegen praktisch auf dasselbe hinaus. Sie unterstreicht die phonetische und formale (morphologische) Verwandtschaft des Rätoromanischen mit dem Französischen oder, wenn man es weiter fassen will, mit dem Galloromanischen.

Seine Klassifizierung beruht auf verschiedenen Argumenten, zum Beispiel auf der vokalischen oder konsonantischen Endung der Wörter (rätoroman. *cant*, fr. *chant*, it. *canto*), auf der Bildung des Plurals nach dem Akkusativ, auf der 2. Person Singular der Verben. Im Rätoromanischen entdeckt er besondere Eigenheiten: Überreste des Neutrums Plural [sogenannte Kollektiva, wie im Italienischen; rätoroman. *la lenna, la bratscha, la schuiala*, it. *le braccia*]; Formen des lateinischen Nominativs beim Partizip Perfekt und beim Adjektiv (*staus – stai, consolaus, edificheivels*); das Nachwirken des lateinischen Nominativs im finalen *-s* (wie teilweise im Provenzalischen) und im Suffix *-der* (*aráder*) anstelle von *-adúr* (-TORE), das einem Akkusativ entspricht; im weiteren die Brechung des kurzen *-o-* in freier betonter Silbe.

Diefenbach anerkennt, daß das Rätoromanische viele lateinische Wörter bewahrt habe, die in anderen neulateinischen Sprachen untergegangen sind, mißt aber diesem Umstand keine übertriebene Bedeutung bei.

Rätselhaft erscheint ihm die Herkunft vieler rätoromanischer Partikeln, die man damals ihrer Zusammensetzung nach nur mit Mühe erkennen konnte (man denke etwa an: *enzatgei, enzacu, negliu*). Mit Recht wendet Diefenbach jedoch ein, es wäre merkwürdig, wenn gerade diese Wortart aus dem Vorrömischen stammte.

Weitblickend stellt Diefenbach im übrigen fest, daß bemerkenswerte sprachliche Besonderheiten (lautliche Entwicklungen) in verwandten, jedoch im großen und ganzen verschiedenen Sprachen auftreten können. Dazu führt er an: die lautliche Entwicklung des konsonantischen Anlautes *fl-* zu *ch-* (*š*) oder *x-* (*h-*) gleichzeitig im Portugiesischen und im Sizilianischen; den Wandel von *-d-* (wohl *-dj-*) zu *-z-* im Provenzalischen und im Rätoromanischen (hier verwechselt er wahrscheinlich zwei Dinge, nämlich prov. *-d-* zu *-z-* und rätoroman. *-dj-* zu *-z-*).

Diefenbach sieht auch, wie die rätoromanische Syntax sich unter deutschem

Einfluß stark vom lateinischen beziehungsweise neulateinischen Grundschema entfernt hat.

Wie in Frankreich – und das ist eine wichtige Bemerkung –, so werde man es auch hier hinsichtlich des deutschen Einflusses mit verschiedenen Elementen zu tun haben, nämlich mit fränkischen, alemannischen, vielleicht auch mit ostgotischen und langobardischen aus dem nahen Oberitalien. Die Nachbarschaft zur Lombardei erkläre auch hinreichend die italienischen Lehnwörter im Rätoromanischen.

Auch Diefenbach erschien das Rätoromanische, wie das Rumänische, ärmer an Formen als die übrigen neulateinischen Sprachen. Das ist zum Teil wiederum darauf zurückzuführen, daß er sich fast ausschließlich auf Conradis knappe Grammatik stützte und ladinische Varianten nur beiläufig erwähnte. Der konsequente Vergleich, den er anstellt, seine Tabellen und Kommentare, lassen immerhin die eigenständigen Züge des Rätoromanischen recht plastisch zum Ausdruck kommen.

Diefenbach versucht jeweils auch eine «stilistische» Charakterisierung der von ihm behandelten Sprachen. Von der rätoromanischen Sprache heißt es unter Bezug auf Hübner, *daß sie zwar rauher und bäüerischer laute, als die feine toskanische Mundart, aber demungeachtet ihre Annehmlichkeiten habe. Ihr ganzer Laut zeigt die derbe, ungezierte, aber auch ungebildete Tochter einer schönen Mutter, dem rauher gewohnten Organe des Nordländers immer noch sanft erscheinend. Die gewaltige Natur ihrer Heimat spiegelt sich in den volltönenden Doppellauten, in der kräftigen, freilich auch harten Aussprache der Konsonanten*[74] (p. 42).

Die Leistung L. Diefenbachs muß vor dem Hintergrund seiner Zeit und vor allem im Hinblick auf das spärliche Material, das ihm zur Verfügung stand, gewertet werden. Alles in allem beurteilte Fr. Rausch diesen Beitrag richtig, wenn er schrieb: *Das Resultat seiner Beobachtungen war für die spätere Stellung der Sprache in der Wissenschaft von hoher Bedeutsamkeit*[75].

*

Schon J. P. Andeer[76] bedauerte, daß Friedrich Diez, der Begründer der Romanistik, das Rätoromanische in seinen Forschungen vernachlässigt habe. In den ersten Werken behandelt er es wie ein Rabenvater. In der *Grammatik der romanischen Sprachen* (1. Ausgabe 1836–1843, I, 71) führt er das Romanische, oder, wie er es vorzieht, das «Churwälsch», nicht unter den neulateinischen Sprachen auf. Wohl gegen Diefenbach behauptet er:

Sie [*scil. die churwälsche Sprache*] *hat sich bis jetzt als Schriftsprache erhalten;*

[74] Diefenbach selbst (*Schriftsprachen*, 3) weiß, daß solche Folgerungen «von der Sprache auf den Volkscharakter und von diesem auf die Sprache» gefährlich sind.

[75] Rausch, *Literaturg.*, 8.

[76] Andeer, *Ursprung*, 19 N 1.

allein ein so zufälliger Umstand darf dieser rohen, mit Neudeutsch seltsam gemischten Mundart nicht das Recht verschaffen, als unabhängige Schwester zwischen Provenzalisch und Italienisch dazustehen.

Dieses Schicksal teilt das Rätoromanische bei Diez mit dem Dakorumänischen, welches er aber seiner literarischen Bedeutung wegen der Alpensprache immerhin noch vorzieht[77]. An einem anderen Ort schließt Diez das Rätoromanische überhaupt von den Kultursprachen aus. Was er dagegen nicht bestreiten kann, ist dessen Bedeutung für die Sprachgeschichte. Sporadisch berücksichtigt er, auf Conradi fußend, Eigenentwicklungen des Rätoromanischen. In der zweiten Ausgabe der Diezschen Grammatik bekommt das Rätische – wohl unter Einfluß von Augustin Fuchs und Carisch – mehr Gewicht. Zum ersten Male zählt er es unter den neulateinischen Sprachen auf, ist aber immer noch nicht bereit, es als gleichberechtigt mit den übrigen sechs Schriftsprachen gelten zu lassen. Die Argumente sind die gleichen geblieben. Das Rätische sei *verdunkelt* durch fremde Einflüsse und habe keine genügende Eigenständigkeit erlangt. Insbesondere vermerkt er die Tatsache, daß sich auf rätischem Gebiete keine einheitliche Schriftsprache herausgebildet habe.

Die große Bedeutung des Rätoromanischen für die etymologische Forschung sieht Diez immer schärfer. Auf ungefähr zwei Seiten bringt er einige der hervorstechendsten Merkmale des Rätoromanischen. Im *Etymologischen Wörterbuch* (L. Diefenbach gewidmet) wird das noch deutlicher. In der Einleitung umschreibt er das Forschungsproblem, in dessen Rahmen die Kenntnis des Rätoromanischen immer mehr an Bedeutung gewinnt:

Eine sorgfältige etymologische untersuchung besonders der zunächst an den Alpen oder in denselben liegenden dialecte würde der sprachgeschichte reichlichen gewinn zuführen. Monti's comaskisches wörterbuch liefert für einen theil derselben schon ein treffliches material, das in verbindung mit dem ertrage churwälscher und anderer wörtersammlungen die linguistische bedeutsamkeit jener dialecte hinlänglich übersehen läßt[78].

*

Das Werk eines Jüngers und Bewunderers von Fr. Diez, August Fuchs (1818–1874)[79], zeigt, wie die Achtung für das Rätoromanische bei den Sprachforschern ständig wächst. Das ergibt sich aus seinen Abhandlungen *Über die sogenannten unregelmäßigen Zeitwörter in den romanischen Sprachen* (Berlin 1840) und *Die ro-*

[77] Fr. Diez, *Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen*, 5. Aufl., Bonn 1887, IX: *Der walachischen in der fremde erzogenen, mit den übrigen nicht aufgewachsenen tochter der römischen mutter habe ich keine eigne stelle eingeräumt, sie nur zur vergleichung zugelassen, nicht anders die churwälsche* (Vorrede zur 1. Auflage 1853).

[78] *Ibid.*, XII. [79] Vgl. *MKL 6*, 978.

manischen Sprachen in ihrem Verhältnis zum Lateinischen (Halle 1849). Seine Beobachtungen sind nicht so originell wie jene von Diefenbach (dem er teilweise folgt), doch gewichtig und mutig, wenn man weiß, daß er nach dem berühmten Diez kommt. Im Gegensatz zu diesem qualifiziert er das Rätoromanische ohne weiteres als eigene, unabhängige Sprache. Seines Mischcharakters (Gemisches) wegen komme ihm jedoch nicht größere Bedeutung zu als einer «Volksmundart». Fuchs versucht somit eine Brücke zu schlagen zwischen Diefenbach und Diez.

Besonders in der Schrift über die unregelmäßigen Verben unterzieht Fuchs das Rätoromanische (nicht nur das Surselvische) einer eingehenden Prüfung. Dadurch gibt er den seit Planta gemachten Beobachtungen und Erkenntnissen neues Profil. Das Rätoromanische, so schreibt Fuchs (der seine Studie über die romanischen Sprachen Fr. Diez widmet), komme geographisch gesehen Italien, geistig jedoch dem Südfranzösischen (Provenzalischen) nahe, *so daß wir es als Mittelromanisch, d. h. West- und Ostromanisch vermittelnd können gelten lassen.*

VIII. Neue Wörterbücher – Neue Sichten

Carisch – Carigiet – Böhmer – Die beiden Pallioppi

Die Wissenschaft hat rasch erkannt, welchen Fortschritt das Werk von O. Carisch[80] (1789–1858) auf dem Gebiet des Rätoromanischen darstellt. Dagegen ist im eigenen Land diesem bedeutenden Sprachförderer kaum je Genugtuung widerfahren[81]. Das ist teilweise in den methodischen und praktischen Schwierigkeiten begründet, die seine grammatikalischen und lexikographischen Arbeiten kennzeichnen[82]. Conradi hielt sich in seiner Grammatik und in seinem Wörterbuch ziemlich eng an die Sprache der Bibel, indem er noch Material aus seiner engeren Heimat, der Sutselva, hinzufügte. Carischs Ausgangspunkt dagegen ist ein anderer. Als junger Lehrer an der Bündner Kantonsschule erhielt er den Auftrag, die romanischen und italienischen Schüler ins Deutsche einzuführen. Man hatte zu diesem Zweck in den ersten Klassen eine besondere Abteilung geschaffen. Dieser Aufgabe widmet sich Carisch mit Leib und Seele. Er weiß, daß der romanische Lehrer die

[80] Benedict Hartmann, *Professor Otto Carisch, ein Bündner Zeitbild*, in *JHAGG* 1947, 1–144. J. Michael, *Plavànt Otto Carisch*, in *Calender per mintga gi 1963*, 101–117.

[81] Vgl. Rausch, *Literaturg.*, 12; L. Steub, *Zur rhätischen Ethnologie*, Stuttgart 1854, XI und 40ss. (zit.: Steub, *Ethnologie*) gibt zu verstehen, daß das neue Wörterbuch dem Linguisten wie eine Schatzkammer erschien. – Kritischer äußert sich hingegen Gartner (*Die Gredner Mundart*, IV).

[82] G. Deplazes, *Geschichte der sprachlichen Schulbücher im romanischen Rheingebiet*, Arbeiten zur Psychologie, Pädagogik und Heilpädagogik, Freiburg 1949, *Bd. 1*, 53ss. und 117ss., analysiert die Bedeutung seiner grammatikalischen Arbeiten (Wörtersammlung, Formenlehre) für die Schule.

Hindernisse besser kennt, die auf diesem harten Wege zu überwinden sind. Das Lehrmittel entwirft er selber: die *Kleine deutsch-italiänische-romanische Wörtersammlung zum Gebrauch in unseren romanischen Landschulen* (Chur 1821; weitere Ausgaben 1836 und 1848). Die Listen umfassen vier Kolonnen: Deutsch, Italienisch, Romanisch (Surselvisch-Oberengadinisch, sporadisch auch Unterengadinisch). Die Lektionen richten sich nicht an Schüler eines bestimmten Idioms, sondern an solche aus allen Tälern Romanischbündens. Den gleichen methodischen Weg geht er auch später (1851) bei der Ausarbeitung der *Grammatischen Formenlehre der deutschen Sprache und der rhätoromanischen.* Es ist nicht zu zweifeln, daß seine Erfahrungen bei diesem Spezialunterricht ihn auch bei der Abfassung des Wörterbuches geleitet haben. Dieses sollte nicht nur ein einziges Idiom berücksichtigen, sondern das Romanische in seiner Ganzheit. Wie Conradi (und Carigiet), so ist auch Carisch in seinen Bestrebungen durch ausländische Forscher und Gelehrte bestärkt und zu ihrer Verwirklichung ermuntert worden. Er nennt ausdrücklich den Turiner Gelehrten Vegezzi-Ruscalla, ferner Lucian Bonaparte (Onkel des Kaisers Napoleon), dann den deutschen Linguisten Dr. Freund, eine schillernde, nicht recht faßbare Erscheinung[83]. Besonders Vegezzi-Ruscalla[84] muß ihm mit Rat und Tat zur Seite gestanden haben, und es bereitet ihm Freude, zu sehen, daß nun endlich auch italienische Gelehrte sich für seine Sprache erwärmen. Carisch – der längere Zeit in Italien als Hauslehrer verbrachte – ist der Ansicht, die Italiener seien – trotz der größeren Ausdauer der Deutschen – befähigter, die rätoromanischen Studien voranzutreiben.

Obschon Carisch die Schwierigkeiten praktischer Art sieht – namentlich auch für die spätere Benützung des Werkes –, entscheidet er sich mutig für ein etymologisches Wörterbuch, allerdings nicht ein solches im eigentlichen Sinne. Auch Carisch sieht sich gezwungen, ein romanisches Stichwort zu wählen. Es ist dies das Surselvische, das er von Haus aus kennt. Typisch ladinische, in der Surselva nicht bekannte Ausdrücke oder solche eines anderen Idioms figurieren an ihrer Stelle im Alphabet. Im übrigen werden unter dem surselvischen Stichwort auch Wörter anderer Idiome aufgeführt, die sich von verschiedenen Stämmen herleiten. Unter *calschiel* (Strumpf) findet man das ladinische *chatschöl,* aber auch *chotscha* und *far*

[83] Es handelt sich um den Philologen Wilhelm Freund (1806–1894). Er verfaßte ein *Wörterbuch der lateinischen Sprache,* Leipzig 1834–1845. 4 Bde. Vgl. *MKL 6,* 877. – Der unruhige und unbeständige Freund ist überall in den Schriften und Büchern über das Romanische seiner Zeit anzutreffen. Außer mit Carisch (*JHAGG* 1947, 125) hatte er auch Beziehungen zu Z. Palliopi, L. Steub (*Ethnologie,* X und 44s.), G. Sulzer (*Dell'origine e della natura dei Dialetti comunemente chiamati romanici,* Trento 1855, 41). Sein Interesse bezog sich anscheinend auf die vorrömischen Elemente des Romanischen.

[84] Wie Ascoli (*AGI 1,* 162 N 2) berichtet, ist Vegezzi-Ruscalla der Autor eines Artikels *I Romanci* in der *Rivista contemporanea,* aprile 1858.

schiaigna (stricken); unter *calzèr* (Schuh) auch das ladinische *schiarpa,* ferner *sculs* (barfuß; unbeschlagen), *calgier* (Schuhmacher). Unter dem surselvischen *tschitta* (Schmetterling) auch ladinisch *spler.* Man sieht: etymologische Grundsätze verflechten sich mit solchen semantischer und ideologischer Natur.

Carisch ist sich durchaus bewußt, daß seine Kenntnisse, seine Quellen und seine Helfer nicht ausreichen, um ein vollkommenes Werk zu schaffen. Er weiß, daß die Qualität des dargestellten Stoffes nicht zuletzt von der Zuverlässigkeit seiner Mitarbeiter abhängt. Das *Taschenwörterbuch der Rhaetoromanischen Sprache in Graubünden, besonders der Oberländer und Engadiner Dialekte* (Chur 1848) ist – in Miniatur – gewissermaßen der Vorläufer des *Dicziunari rumantsch grischun.*

Die Mängel seines Wörterbuches sind Carisch bekannt. Später erstellt er ein Register, das dem Nichtoberländer das Nachschlagen erleichtern soll. In einer weiteren (von einem Freunde stammenden) Liste wird romanisches Sprachgut mit Wörtern aus den Dolomiten verglichen. Wichtig ist vor allem der Anhang zum Wörterbuch mit einer ansehnlichen Zahl neuer und alter romanischer Termini, die zum Teil literarischen Texten wie Bifrun, Chiampel, Salutz entnommen sind.

Mit seinem Werk möchte Carisch lediglich der Forschung Material zur Verfügung stellen, das ihr erlauben soll, weiter vorzudringen. Eine Erfahrung, die er bei der mühsamen Arbeit gemacht hat, wird jedermann aufmuntern, der auf dem Gebiete des Rätoromanischen tätig ist, nämlich «daß jede Beschäftigung, auch mit den scheinbar geringfügigsten Dingen, wenn wir nur tiefer in den Gegenstand eindringen, uns auch zur Quelle von Annehmlichkeiten wird, die wir kaum ahnen konnten».

Die großangelegte Einleitung beweist, daß Carisch die Arbeit des Lexikologen nicht leicht genommen hat. Die Art und Weise, wie er die Redaktionsgrundsätze festlegt, wie er das, was berücksichtigt oder übergangen werden soll, umschreibt und begründet, ist noch heute lesenswert.

Das im Vorwort zu Conradis Wörterbuch zutage tretende Dilemma zwischen Pflege des Rätoromanischen und dessen Aufgabe zugunsten einer größeren Einheitlichkeit Bündens stellt sich für Carisch nicht. Die praktischen Gegebenheiten lenken sein Tun. Diese Haltung war nicht selbstverständlich. So schrieb einer seiner Mitschüler, Theodor Mohr, noch um 1820: «Was mir aber vor allem am Herzen liegt, ist die Ausrottung unserer Sprache[85].»

Carisch kann sich – im Gegensatz zu Conradi – mit dem «surselvischen Barometer» allein nicht abfinden, auch wenn eine derartige Ausrichtung seine Arbeit beschleunigt hätte. Nach ihm sind die Mundarten und Idiome untereinander

[85] Vgl. *JHAGG* 1947, 122. Der Einfluß des Patrioten und Aufklärers H. Bansi ist unverkennbar. Daß man solche Äußerungen nicht allzu tragisch nehmen muß, bezeugt Chr. Schmid, *Theodor von Mohr und die bündnerische Geschichtsforschung in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts,* Chur 1950, 33.

gleichwertig und somit alle der Berücksichtigung in einem Wörterbuch würdig. Der die Romanen der einzelnen Gebiete trennende Chauvinismus und die Frage, welches Idiom das führende sei, scheinen ihm menschlich verständlich, jedoch sinnlos. So ist er bestrebt, in seinem Wörterbuch jede Mundart zu berücksichtigen[86].

Der Weg, den Carisch für seine linguistischen Arbeiten wählte, hätte zu einer Annäherung in der Schreibung der verschiedenen Idiome führen können. Schon die kleine deutsch-italienische-romanische Wörtersammlung ließ erkennen, daß auf diesem Gebiete allerhand möglich wäre. In der zweiten Ausgabe von 1836 wird seine Ansicht deutlich:

Wie Leid es mir thut – von der Überzeugung kann ich dennoch nicht los werden, daß es für unser theures Romanische ein Gebiet gebe, auf welchem die gewünschte Einheit in Übereinstimmung nicht zu erzielen sei; eben so fest glaube ich aber, daß durch ein konsequentes, mehr wissenschaftlich begründetes Verfahren in der romanischen Orthographie wenigstens bedeutend größere Annäherung erhältlich wäre[87].

Es ist schade, daß seine vernünftige Idee durch die Übertreibungen der «Bühlerschen Kampagne» für eine «fusionierte» Einheitssprache beiseitegeschoben wurde. Daß die romanischen Philologen hundert Jahre später seinen Gedanken einer schriftsprachlichen Annäherung der Idiome wieder aufgenommen haben, spricht für den Weitblick des Lexikographen Carisch[88].

Mit seinem Wörterbuch will Carisch endlich mithelfen, Sinn und Verständnis für solche Unternehmen bei den Rätoromanen selber zu wecken. In der Ferne erkennt er schon das *Dicziunari rumantsch grischun:*

Denn nur in dem Maaße als dieser Sinn allgemeiner unter uns erwacht, werden wir auf einen Verein von gebildeten Männern aus allen Landesgegenden hoffen dürfen, der die Sammlung eingenthümlicher roman. Wörter und Redensarten in allen Dialekten sich zur Aufgabe stelle, die Resultate seiner emsigen, nachhaltigen Bemühungen zusammentrage, sorgfältig ordne, zu wechselseitigem Austausche an einem geeigneten Orte niederlege und, auf diese Weise die Vorarbeiten liefere, die zur Anfertigung, eines recht vollkommenen rhätoromanischen Lexikons unerläßlich sind, und dessen Erscheinen desto bälder herbeiführen werden (p. XXXVIIs.).

Das Wörterbuch von Carisch hat der Erforschung des Rätoromanischen bestimmt starken Auftrieb gegeben. So schreibt unter anderem Ludwig Steub, der 1852 Graubünden und Tirol auf der Suche nach Ortsnamen bereiste:

[86] Ein reiner Zufall ist es wohl, daß das Surmeirische fehlt. Vermutlich haben seine Korrespondenten für dieses Gebiet versagt, eine bittere Erfahrung, die anscheinend schon CARISCH machen mußte (Vorwort zum Wörterbuch, V).

[87] CARISCH, *Wörtersammlung*, 2. Aufl. 1836, VI/VII (*Bibliogr.* Nr. 544).

[88] Vgl. R. VIELI, in *Quaderni Grigionitaliani*, Ann. II (1933), Nr. 4, 272. – A. SCHORTA, in *Annalas 75*, 96ss.

Besonders ist aber der Boden der romanischen Etymologie in Betreff unsrer Localnamen gefestet worden durch das Taschenwörterbuch der rhätoromanischen Sprache von Otto Carisch[89].

Carisch verzeichnet nicht die eigentliche Etymologie. Er schreckt davor zurück – und das spricht für seine Ehrlichkeit –, sich mit fremden Federn zu schmücken. Das muß uns heute um so mehr als äußerst klug erscheinen, als die meisten damals bekannten den vorrömischen Wortschatz betreffenden Etymologien verfehlt waren. Indem er aber reichhaltige Wortlisten unterbreitete und ganze Reihen von Appellativa – nach bestem Wissen – in Familien ordnete, brachte er den Wissenschaftler oft zwanglos auf die richtige Fährte.

Von nun an wird das Rätoromanische auch an den Universitäten Studien- und Forschungsfach. In Uppsala veröffentlicht der Schwede C. W. Böttiger (1805–1867) seine Arbeit über *Rhetoromanska språkets dialekter* (1853)[90]; in Bonn doktoriert Edmund Stengel im Jahre 1868 mit einer Abhandlung über den *Vokalismus des lateinischen Elementes in den wichtigsten romanischen Dialekten von Graubünden und Tyrol.* Ein anderer, der später zum «grand seigneur» der Romanistik werden sollte, Hugo Schuchardt, habilitiert sich in Leipzig im Jahre 1870 mit der bekannten Studie *Über einige Fälle bedingten Lautwandels im Churwälschen.*

*

Im folgenden sei unser Blick auf ein anderes Gespann gerichtet, das durch gegenseitigen Austausch von Ideen und Impulsen die rätoromanische Forschung befruchtete, und zwar von der praktischen wie von der wissenschaftlichen Seite her. Wir denken an die Zusammenarbeit von P. Baseli Carigiet (1811–1883), einem weiteren Konventualen von Disentis, und Prof. Eduard Böhmer (1827–1887) von Straßburg. G. Gadola hat Werk und Leben des Benediktiners im *Ischi* ausführlich beschrieben, ebenso seine Beziehungen zu Böhmer[91]. So wollen wir uns auf einige wesentliche Punkte beschränken.

In der Einleitung zum Wörterbuch von Carigiet (1882) findet sich die folgende bezeichnende Stelle: «Ich kann hier nicht versäumen, meinen besonderen Freund, Herrn Prof. Dr. Ed. Böhmer, gegenwärtig in Wien, zu erwähnen und festzuhalten, daß er, während ich von Tag zu Tag kränklicher und schwächer wurde, sehr viel zur Korrektur meines Wörterbuches beigetragen hat, und daß, wenn er mir seine guten Dienste versagt hätte, sowohl in finanzieller wie in wissenschaftlicher Hinsicht, diese kleine Arbeit nie herausgekommen, im besten Fall posthum hätte erscheinen können.» (p. IV).

Wie kam die Begegnung zwischen dem Deutschen und Carigiet zustande? Böh-

[89] Steub, *Ethnologie*, XI, besonders 40ss.
[90] *Annalas 29*, 200ss.; vgl. oben N 14.
[91] Vgl. *Ischi 45*, 5ss., besonders *Ischi 46*, 99–110.

mer verbrachte seine Sommerferien seit 1868 regelmäßig in Disentis, um das Rätoromanische studieren zu können. Täglich diskutierte er mit seinem Freunde P. Baseli Carigiet. Vor allem war er ein unermüdlicher Sammler von Manuskripten, Druckwerken und romanischen Büchern. So entstand allmählich die bedeutende romanische Bibliothek Böhmers, die eine Reihe wertvoller Seltenheiten enthält (oder enthielt). Von Böhmer ging sie später in den Besitz der «Kaiserlich-königlichen Hofbibliothek» von Berlin über. Seit dem letzten Kriege weiß man leider nichts mehr von ihr[92].

Da beim Franzosenbrand von 1799 auch das Klosterarchiv den Flammen zum Opfer gefallen war, schien es selbst den Patres nicht mehr möglich, den Schaden wiedergutzumachen. Carigiet trat sogar seine eigenen Manuskripte fortwährend an Böhmer ab.

Böhmers Sammeleifer hatte allerdings eine unerwartete Nebenwirkung. Seinetwegen machten sich P. Basilius Berther und der Kantonsbibliothekar J. Candreja daran, zu retten, was noch zu retten war. Es entstand derart in mühsamer Arbeit die heute wohl größte bestehende romanische Bibliothek, jene des Klosters Disentis, sowie die ebenfalls ansehnliche Sammlung der Kantonsbibliothek in Chur.

Aus der Zusammenarbeit Carigiet–Böhmer ging – wie oben angetönt wurde – ein neues Wörterbuch hervor. Es umfaßte den Wortschatz der Cadi (der Landschaft Disentis) und vermittelte somit auch der Forschung einen weiteren Einblick in die Struktur des Rätoromanischen. Böhmer hat jedoch noch andere Verdienste. In seiner Zeitschrift *Romanische Studien* veröffentlichte er eine ganze Menge romanischer Texte: Volkslieder und altladinische Manuskripte (gesammelt von Alfons Flugi), surselvische Märchen (aufgenommen durch seinen ehemaligen Schüler in Straßburg, C. Decurtins), ferner Arbeiten von Gartner, mit dem er befreundet war, und eigene.

*

Es war bisher nur von lexikologischen Werken die Rede, die im Rheingebiete entstanden (da Sale, Conradi, Carisch, Carigiet), bei denen also das Surselvische oder Surmeirische vorherrschten. Mit Zaccaria und Emil Pallioppi[93] wurde nun endlich auch das Ladinische kodifiziert. Ihr *Dizionari ladin dels idioms romaunschs d'Engiadina ota e bassa, della Val Müstair, da Bravuogn e Filisur* (Samedan 1895) profitierte von den gemachten Erfahrungen. Es ist nicht erstaunlich, daß es auch zu einem Höhepunkt unter den von Romanen selber gemachten lexikographischen

[92] Böhmer, *Verzeichnis*, 109–238. – G. Gadola, *Raccolta litterara retoromontscha*, in *Annalas 51*, 139–176; cf. 146s., besonders 171ss.

[93] A. Vital, *Landamma Zaccaria Pallioppi*, in *Annalas 15*, 1ss.; vom gleichen Verfasser: *Rev. Emil Pallioppi*, in *Annalas 35*, 233ss.

Anstrengungen im 19. Jahrhundert wurde. Das Ziel, das Z. Pallioppi vorschwebte, deckte sich ursprünglich mit demjenigen Carischs. Er wollte ein *Dizionari dels idioms retoromauntschs congualos con las linguas parentedas e condots a lur provenienza* ... schaffen. Dieses sollte den eigentlichen Wortschatz (romanisch-deutsch und deutsch-romanisch), dann die rätischen Orts- und Eigennamen enthalten. Man rechnete mit 4 Bänden. Praktische Gründe ließen es jedoch als ratsam erscheinen, die Namen fallenzulassen. Aber dabei blieb es nicht. Schon war der Prospekt für die Subskription versandt, da änderte und verbesserte Z. Pallioppi sein Manuskript fortwährend und rang sich schließlich zu einer neuen Konzeption durch. Das Werk war noch nicht annähernd vollendet, als Z. Pallioppi starb. Die Fortführung der Arbeit übernahm sein Sohn, Pfarrer Emil Pallioppi. Er vereinfachte das Manuskript, gab den Artikeln eine knappere Fassung, redigierte die noch verbleibenden Buchstaben und beschränkte den dargestellten Stoff auf das Gebiet der ladinischen Schriftsprache. Die Orts- und Eigennamen, soweit sie das Engadin betrafen, fanden wieder Aufnahme. Seinerseits ergänzte Emil Pallioppi das Material mit Redewendungen und Sprichwörtern, ganz besonders aber mit vielen Belegen aus der neueren Literatur.

Der Fortschritt gegenüber den vorangegangenen Wörterbüchern ist offensichtlich. Er besteht in der differenzierten Darstellung des Wortgutes nach seinem semantischen Gehalt, in einer verhältnismäßig reichen, aus volkstümlichen und literarischen Quellen geschöpften Phraseologie und in einer durchdachten typographischen Gestaltung. Nun, auch das Wörterbuch der beiden Pallioppi hat seine schwachen Seiten. Dazu gehört nicht zuletzt die Tatsache, daß die Verfasser Carischs Werk zum Teil pedantisch und gleichzeitig unkritisch ausgeschöpft haben.

Erstmals in einem rätoromanischen Wörterbuch wird bei Pallioppi eine Etymologie vorgeschlagen. Aber es ist dazu noch etwas früh. Pallioppi (Z.) stützt sich auf Du Cange und Fr. Diez für das Lateinische, auf Grimm (Wb.) und Tschumpert (Idiotikon) für den deutschen beziehungsweise alemannischen Einfluß. Auf vorrömischem Boden ist Pallioppi keltophil und verwendet die *Grammatica celtica* von Zeuss, das Wörterbuch von O'Reilly[94] und andere. Dieser Teil ist heute weitgehend überholt.

Bedauern mag man, daß Pallioppi, nachdem er mit der Arbeit *Ortografia ed ortoëpia del idiom romauntsch in Engiadina ota* (Coira 1857) hiezu die theoretische Grundlage geschaffen hatte, den italianisierenden Tendenzen in der Schreibung gleichsam den Segen gab. Das erklärt sich aus seiner Sicht und durch die damalige

[94] O'Reilly, *An Irish-English Dictionary,* Dublin 1864, damals eine der wichtigsten Quellen für die Kenntnis des Neuirischen; für das ältere Sprachgut nicht sehr vertrauenswürdig (nach Pedersen, *Vergleichende Grammatik der keltischen Sprachen,* Göttingen 1909, 10).

sprachliche Situation, in der das Oberengadinische ziemlich unangefochten dominierte[95]. Die Reaktion, das heißt die Rückkehr zu einer einfacheren, dem Charakter der Sprache besser entsprechenden Schreibung, begann sich aber schon abzuzeichnen. Sie kam – gefördert ganz besonders durch die irredentistischen Strömungen – vor und während des Krieges (1914–1918) zum Ausbruch[96]. Durch das bewußte Abrücken von der üblichen Schreibung verfiel das Wörterbuch von Pallioppi rascher der Vergessenheit, als es seiner Substanz wegen verdient hätte. Ein anderes Ereignis, das Aufkommen der Fremdenindustrie im oberen Inntal, erschütterte und schwächte das Oberengadinische, das damals zum wegweisenden Führer der ladinischen Mundarten hätte werden können.

Die Leistung der beiden Pallioppis ist bedeutend. Ihr Wörterbuch ist alles in allem zum Modell der späteren praktischen Handwörterbücher der Ligia Romontscha geworden.

IX. Ein mächtiges Dreigestirn

Ascoli – Gartner – Meyer-Lübke

Das Romanische, genauer das Rätoromanische, hat sich, wie wir erfahren haben, recht solide auf dem Felde der Wissenschaft eingerichtet. Was noch aussteht, ist jedoch eine umfassende und abgestufte Gesamtdarstellung der rätoromanischen Mundarten, ihres Charakters und ihrer Geschichte.

Der Wunsch nach einem solchen Panorama wurde im Jahre 1873 durch den Friauler Graziadio Isaia Ascoli (1829–1907) erfüllt[97]. Er stammte aus Görz (Gorizia). Vermutlich seiner israelitischen Abstammung wegen durchlief er, nicht ohne Nutzen, gute Privatschulen. Schon als junger Mann beherrscht er mehrere Sprachen (Italienisch, Deutsch, Rumänisch, Hebräisch). Mit 17 Jahren legt er die erste linguistische Studie vor, betitelt: *Sull'idioma friulano e sulla sua affinità colla lingua valacca. Schizzo storico-filologico* (Udine 1846). Vielleicht liegt in diesem

[95] Rausch, *Literaturg.*, 159 N 6, schreibt noch 1870: *Es ist überhaupt merkwürdig, wie sehr gegenwärtig der dem Italienischen so geneigte oberengadinische Dialekt in den Vordergrund tritt; es ist allerdings der bei weitem zierlichste und es scheint, als ob er die Literatur demnächst mehr noch beherrschen solle, als er es bereits gethan.* – Ruggiero Bonghi (*In viaggio da Pontresina a Londra,* Milano 1888, 12) notiert jedoch schon einen anderen Aspekt: *I Grigioni sono, com'essi si chiamano, Romanci, e parlano romancio. Ma ogni volta che torno qui ... vedo il tedesco prevalere sempre di più.*

[96] Die Auseinandersetzung kündigt sich 1912 mit Velleman an, später mit Pult und Lansel. Vgl. *Annalas 30*, 157ss.; *33*, 184.

[97] Zu Ascoli vgl. C. Salvioni, *Commemorazione di G. I. Ascoli, RcILomb.*, Serie II, 43, Fasc. I–II (1910), 53ss. – *AGI 22–23* (1929): *Silloge linguistica dedicata alla memoria di G. I. Ascoli.*

heute kaum dem Namen nach bekannten, über Italien hinausweisenden Entwurf schon der Keim zur späteren Gesamtschau der rätoromanischen Idiome.

Ascoli kommt von der Indogermanistik her. Direkt oder indirekt ist er von der deutschen Wissenschaft und deren Methoden geformt worden. Seine Bewunderung für diese ist offensichtlich. Er schätzt an ihr nicht so sehr

un ingegno privilegiato, non già una dottrina che in ogni parte sodisfaccia, ma quel felicissimo complesso di condizioni, mercè il quale nessuna forza rimane inoperosa e nessuna va sprecata, perchè tutti lavorano, e ognuno profitta del lavoro di tutti, e nessuno perde il tempo a rifar male ciò che è gia fatto e fatto bene[98].

Später, als die Deutschen Böhmer und Gartner mit Erfolg in sein eigenes Arbeitsgebiet eindrangen, gerieten diese Worte bei ihm leider in Vergessenheit, setzte er doch den beiden in polemischen Schriften hart zu[99].

Ascolis Kommen beschließt auch für Italien «l'età dell'indagine fantastica», die Zeit der improvisierten Forschung.

Der erste Band des *Archivio Glottologico Italiano* (Milano 1873), Friedrich Diez zu seinem 50. Jahrestag seit seinem Doktorexamen gewidmet, bringt die sogenannten *Saggi ladini*. Sie wollten an sich nichts anderes sein als ein Maß, eine Norm für die linguistische und namentlich dialektologische Forschungsarbeit. Allmählich weiteten sie sich aber zum Hauptwerke Ascolis aus, zu einer überragenden Darstellung und Deutung der rätoromanischen Mundarten, zu einem erfolgreichen Versuch, eine der großen (aber stark verwischten) Einheiten der römischen Welt in der Zeit und im Raume wiederherzustellen[100]. In diesem Streifen Land, vom Gotthard bis zur Adria, erklingen Mundarten, von denen selbst Salvioni sagt, sie seien *di tipo evidentemente romanzo, ma contradistinti da tali caratteri peculiari, che non riesca di accomunarli nè coll'italiano nè con alcuna delle altre favelle neolatine*[101].

Wer unseren Ausführungen bisher gefolgt ist, wird zugeben, daß das Neue bei Ascoli nicht in dem liegt, was er gesagt hat, sondern mehr in der Art und Weise, wie er die Fakten untersucht und darstellt. Ascoli ist bei weitem nicht der Entdecker der sprachlichen Einheit der ladinischen (oder rätoromanischen) Mundarten[102]. Aber auch seine Charakterisierung des bündnerromanischen Wortschatzes

[98] *AGI 1*, XXXIV.

[99] *AGI 7*, 564 N; Böhmer, *Romanische Studien 6*, 336 ss.

[100] *AGI 1*, 537. [101] *RcILomb.* 1910, 67.

[102] Ascoli ist nicht schuld an dieser Legende. Er kennt und zitiert die einschlägige Literatur (Bartolomei, Haller, Mitterrutzner, Schneller). Die Ironie des Schicksals will es, daß es ausgerechnet Salvioni (Ascolis Nachfolger auf dem Lehrstuhl in Mailand) war, der sich heftig, doch wenig überzeugend, dafür einsetzte, Ascoli den Primat der Entdeckung und *affermazione della unità ladina* gegenüber Schneller zu sichern (vgl. Kap. VI). Vgl. Salvioni, *G. I. Ascoli e il dialetto friulano* (Cividale 1907), 4 und N 1. – C. Battisti seinerseits (*Storia della «questione ladina»*, Firenze 1937, 1 ss.) weiß, wie die Dinge stehen.

ROMANISCHES UNIVERSITÄT ZÜRICH

mit den Stichwörtern: «materia romana – materia romana/spirito tedesco – materia tedesca e forma romana – rude materia tedesca» (*AGI 7*) sind wir schon bei anderen Autoren und in anderen Formulierungen begegnet. Das Werk Ascolis überragt aber auch so noch alle andern.

Meyer-Lübke[103] begrüßt Ascoli als den Begründer der modernen Mundartforschung[104]. Und Salvioni seinerseits bemerkt zu den *Saggi ladini*, sie seien «il più grande atto che si compisse nella linguistica neolatina[105]».

Für seine Untersuchungen auf rätischem Boden bedient sich Ascoli vor allem literarischer Exzerpte (ganz besonders aus der surselvischen und ladinischen Literatur); im weiteren stützt er sich auf die bereits erschienenen Wörterbücher und Grammatiken. Zudem ist er einer der ersten, der – allerdings in beschränktem Umfange – direkte Aufnahmen macht. Aus seinen Aufzeichnungen geht hervor, daß er sich in Chur aufgehalten hat, wo er die damals bekannten Professoren Schällibaum, G. A. Bühler, Caminada und Jost traf; er sammelte dort Belegmaterial von den aus den verschiedensten Tälern stammenden Kantonsschülern. Sogar in Mailand selbst fließen für ihn sporadische Quellen: von seiten romanischer Studenten und in der lombardischen Hauptstadt ansässiger Bündnerromanen[106]. Im Engadin wurde Pallioppi (dessen Wörterbuch damals noch nicht erschienen war) sein Gewährsmann.

Die Arbeit Ascolis über die rätoromanischen Dialekte ist zu einem Musterbeispiel linguistischer Forschung überhaupt geworden. Das hat natürlich für das Rätoromanische selber einige Bedeutung gehabt. Immer wieder – auch heute noch – kehrt man zu diesem Maßstab zurück. Dazu kommt, daß Ascoli in einer weiteren Arbeit, den *Annotazioni soprasilvane* (eine sprachliche Deutung altsurselvischer Texte des 17./18. Jahrhunderts)[107], gezeigt hat, daß das Rätische oft den Schlüssel zu manchem Geheimnis der lautlichen und morphologischen Struktur der neulateinischen Sprachen vermittelt. So schreibt er einmal:

La flessione nominale non s'è di certo conservata, in nessun'altra provincia della romanità, meglio e più a lungo di quel che abbia fatto alle sorgenti del Reno. Per questo capitolo, l'esplorazione storica del soprasilvano importa addirittura una rivelazione e forse la più cospicua resultanza della dialettologia neolatina[108].

[103] W. Meyer-Lübke, *Die Ziele der romanischen Sprachwissenschaft*, Wien 1906, 11.

[104] K. Jaberg, *Die neuere Forschung auf dem Gebiete der romanischen Sprachgeographie* (Sonderdruck aus «Die Geisteswissenschaften», I. Jg. [1913/14], Heft 18, 488), schreibt: *Wenn man die kartographische Darstellung als die Grundlage der sprachgeographischen Forschung ansieht, darf man hier wohl als einen der ersten Versuche die Dialektkarte nennen, die Ascoli im Jahre 1873 seinen Saggi ladini beigegeben hat. Diese grundlegende Arbeit (setzt) das Vorhandensein von Dialektgrenzen stillschweigend voraus.*

[105] C. Salvioni, *RcILomb.* 1910, 69.

[106] *AGI 1*, 5, 119 (bes. N 1), 241. [107] *AGI 7*, 406ss. [108] *AGI 7*, 407.

Aber nicht nur der Wandel und die Entwicklung der Haupt- und Eigenschaftswörter beeindrucken den Sprachforscher, auch
la vitalità della parola di Roma sa per qualche parte mostrarsi più gagliarda in questa regione che non in verun'altra dell'intiero mondo latino[109].

Ascoli hat die große Gefahr der Verdeutschung klar erkannt, die sich mehr auf den Geist als auf den Wortschatz auswirkt, insbesondere in den Gebieten Rheinischbündens. Aber er freut sich auch am kräftigen Pulsschlag des lateinischen Erbes, das die südlichen rätoromanischen Idiome noch kennzeichnet. (*E tuttavolta, colà ancora, circola in qualche varietà meridionale tal vita latina, che meraviglia e innamora*[110].) Die Rätoromanen haben allen Grund, Ascoli dankbar zu sein für seinen wesentlichen Beitrag.

*

Einige Jahre nach Ascoli erlag ein anderer Romanist der Anziehungskraft des Rätoromanischen: der Österreicher Theodor Gartner (1843–1925)[111]. Geboren 1843 in Wien, studiert er später, der in den sechziger Jahren vorherrschenden Tendenz folgend, Naturwissenschaften. Ganz zufällig – er mußte einen kranken romanistischen Kollegen an der Realschule von Ungarisch-Radisch vertreten –, ändert er die bisherige Studienrichtung und widmet sich von nun an den Sprachen. Seinen Schritt begründet er später wie folgt: «Sein [scil. Gartners] Bildungsgang ist ein wenig krumm wegen einer achtjährigen Abschweifung in die mathematisch-naturwissenschaftliche Sphäre, die ihn trotz ihren Reizen nicht befriedigte, da sie die Fragen völlig unbeantwortet ließ, deren Lösung er in ihr gesucht[112].» Gartner befand sich während der Ferien in Bozen, als er eine Schrift von Pfarrer J. A. Vian, *Gröden, der Grödner und seine Mundart,* entdeckte. Sofort entschließt er sich, diese mangelhafte Übersicht durch etwas Gültigeres zu ersetzen[113]. Im Herbst 1876 und 1877 zieht er nach Gröden, um den Wortschatz zu sammeln[114]. Während seines ersten Aufenthaltes stößt er in St. Ulrich Ortisei auf Prof. E. Böhmer, der mit der gleichen Absicht hierhergekommen war. Böhmer läßt dem Jüngeren den Vortritt und ermuntert Gartner, seine Forschung auf das ganze rätoromanische Gebiet auszudehnen. Von Böhmer läßt sich Gartner langsam überzeugen, die phonetische Schrift für seine Aufnahmen zu verwenden. Im Sommer 1877 weilt Gartner kurze Zeit in Graubünden (Scuol/Schuls, Samedan, Glion/Ilanz). An diesen Orten frägt er ein Questionnaire von ungefähr 335 speziell ausgewählten Wörtern ab und sucht nach Möglichkeit, mit dem einfachen Volk in Kontakt zu kommen. Er läßt die

[109] *Ibid.* [110] *AGI 1,* 2.
[111] R. Planta, *Theodor Gartner,* in *Annalas 41,* 261 ss.
[112] Th. Gartner, *Die Gredner Mundart,* Linz 1879, VII.
[113] *Op. cit.,* VI.
[114] Die folgenden Abschnitte nach Th. Gartner, *Viaggi ladini,* Linz 1882.

Leute vorlesen und Zeitungsartikel übersetzen, um sich an die Aussprache zu gewöhnen.

Mit Unterstützung der Wiener Akademie erscheint dann die Arbeit *Die Gredner Mundart,* die erste ausführliche Studie einer rätoromanischen Mundart. Im darauffolgenden Jahre erhält Gartner durch Vermittlung von Prof. A. Mussafia von der österreichischen Regierung einen einjährigen Urlaub. So kann er seinen Plan verwirklichen und die Reise durch die romanischen Lande antreten, von Tschamut bis zum Adriatischen Meer.

Am 7. März 1879 befindet sich Gartner in Chur (soeben von einem Besuch in Straßburg bei Böhmer angelangt). Mehrere Tage lang ist er in der Kantonsbibliothek mit bibliographischen Nachforschungen beschäftigt. Er macht die Bekanntschaft eines Herrn Balletta (wohl Alexander Balletta), dann der Professoren Bazzigher und Muoth. Am 14. Mai endlich beginnt er in Tschamut seine linguistische Reise. Hier gibt ihm ein junges Mädchen, das keines einzigen deutschen Wörtchens mächtig ist, Auskunft auf seine Fragen.

Gartner hatte die ebenso originelle wie umstrittene Idee, junge Burschen und Mädchen von 11 bis 16 Jahren als Gewährsleute zu wählen. Diese, so sagt er sich, sprechen frisch und frei, ohne vom Thema abzuschweifen. Eine Gefahr sei jedoch vorhanden: daß man ab und zu auf einen Dummkopf hereinfalle. Ein Novum bei Gartner ist zweifellos seine Arbeit im Gelände, unter freiem Himmel.

Quasi tutte le mie cognizioni dei dialetti ladini me le sono acquistate sopra luogo e dalla bocca del popolo (Viaggi ladini 5).

In dieser Hinsicht geht Gartner weit über Ascoli hinaus. In Pardatsch (Medelsertal) zum Beispiel tritt er in eine Hütte ein, wo er zwei Buben am Werke gesehen hat, und frägt seine Tabellen ab. In Lumbrein wagt er kaum, das schüchterne Mädchen aus Vrin beim Abfragen anzuschauen, aus Furcht, es könnte ihm davonlaufen.

Am 18. August 1879 finden wir Gartner in Disentis. Mit dem Gewährsmann hat er hier Glück. Ein aufgeschlossener Knabe von 14 Jahren, gewandter Kutscher und Liebhaber von Pferden und Wagen, mit roten Wangen und blauen Hosen, schien ihm geeignet. Und Professor Placidus Condrau, Redaktor der *Gasetta Romontscha,* vermittelte ihm den Buben. Gartner wußte damals noch nicht, daß es sich bei «Beppino» um einen Neffen des Redaktors handelte. Mit «Beppino» ging alles wie geölt, nur diese verflixte Fuhrmannsleidenschaft zwang ihn, tagelang auszusetzen[115].

In Savognin trifft Gartner in Tonin Pianta (vom Hotel Rezia) den einzigen kleinen Gewährsmann vom St. Gotthard bis zur Adria an, der die Bedeutung seiner phonetischen Zeichen sogleich versteht. Andere Gewährsleute waren Gisep von Tschlin (der spätere Kantonsschullehrer), dann der Landammann Peter Conradin Planta von Zuoz, ein Beweis dafür, daß auch Politiker imstande sind, für die

[115] Nicht selten begleiteten die Dorfbuben den Postillon bis ins Tavetsch, ja bis auf den Oberalppaß (Mitt. von Nationalrat Dr. J. Condrau, Disentis).

sprachwissenschaftliche Forschung etwas zu leisten, sofern man sie zur rechten Zeit erwischt, nämlich im Alter von 11 bis 16 Jahren.

Daneben kam Gartner mit den verschiedensten Leuten zusammen: in Disentis mit Prof. Pl. Condrau und dem kränklichen P. B. Carigiet, in Breil mit der legendären Gastwirtin Fausta Capaul, im Peidener Bad mit Dr. Arpagaus, in Bonaduz mit einem Kellner, im Engadin mit dem Dichter Gian Fadri Caderas. Diese enge Fühlungnahme mit dem Volke ist – wie schon erwähnt – etwas Neues. Robert von Planta bemerkt zu Recht, man könne in der *Raetoromanischen Grammatik* von Gartner einen gewissen «soziologischen» Zug feststellen.

Es ist uns nicht möglich, Gartner auf seiner großen Reise überall zu folgen. Ihr Ergebnis war die *Raetoromanische Grammatik* (Heilbronn 1883). Diese zeichnet sich aus durch eine klare Darstellung und vor allem dadurch, daß Gartner die Mundarten sehr genau mit einer Spezialschrift fixiert hat. Ein Fortschritt gegenüber Ascoli (der damals die *Annotazioni soprasilvane* noch nicht veröffentlicht hatte) ist die Tatsache, daß Gartner der Morphologie größere Aufmerksamkeit schenkt. Genauigkeit und Präzision beim Sammeln des mundartlichen Materials ist für Gartner ein eisernes Gesetz. Man spürt bei ihm die naturwissenschaftliche Schulung heraus. Verraten Werke, die er konsultiert, Unsicherheiten, dann ist sein Urteil bald gefällt[116]. Im Jahre 1888 schreibt Gartner die Abhandlung *Die rätoromanischen Mundarten* für Gröbers *Grundriß der romanischen Philologie*[117]. Es handelt sich um eine konzentrierte Arbeit, die sich weitgehend auf neues Material stützt. Um 1889 wird Gartner, damals Professor an der Universität Czernowitz (Bukowina), nach Innsbruck berufen, wo er bis zu seinem Tode bleibt. Hier veröffentlicht er 1910 *Das Handbuch der rätoromanischen Sprache und Literatur*. Wiederum entwickelt er darin eine neue Idee. Statt einzelne rätoromanische Wörter in den verschiedenen Mundarten abzuwandeln, bringt Gartner zusammenhängende, dem Munde des Volkes abgelauschte Texte. Die Aussprache und Betonung des Wortes im Kontext, die Syntax, die Struktur der Sprache, ihre lebendige Seite werden so hervorgehoben. Das *Handbuch* ist zu einem trefflichen Führer geworden und eignet sich als solches auch für Nichtphilologen, die eine Orientierung über das ganze rätoromanische Gebiet wünschen. Wenn wir noch hinzufügen, daß Gartner einen der gültigsten Kommentare zum ersten schriftlichen Dokument, dem *Einsiedlerfragment*, gegeben hat, daß er einige alte Texte, nämlich Stuppauns *Desch eteds* (Zehn Alter) und Bifruns *Neues Testament* (Dresden 1913), publiziert hat, dann erhellt daraus seine Bedeutung für die rätoromanische Linguistik zur Genüge.

*

[116] Vgl. das harte Urteil Gartners über Carischs Wörterbuch (*Die Gredner Mundart*, IV) und über den schlechten Druck der Schrift von Vian (*ibid.*, V).

[117] *Gröbers Grundriß der romanischen Philologie*, Bd. 1, 461 ss.

Im Jahre 1890 beginnt der Zürcher Linguist Wilhelm Meyer-Lübke (1861 bis 1936)[118] mit der Veröffentlichung der *Grammatik der romanischen Sprachen*[119]. Es ist nach Diez das zweite panoramische Werk der neulateinischen Sprachen, gleichzeitig eine Summa der neuesten Ergebnisse auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft.

Mit ihren Arbeiten hatten Ascoli und Gartner das Urteil von Diez revidiert und dem Rätoromanischen seinen Platz unter den romanischen Sprachen zugewiesen. Dennoch war es bedeutungsvoll, daß ein Meyer-Lübke diesen Fortschritt in einem Sammelwerk festhielt, das jahrzehntelang zum Wegweiser und Handbuch jedes Linguisten werden sollte.

Den eigenen unabhängigen Status des Rätoromanischen als Schriftsprache stellt Meyer-Lübke in der Einleitung zur Grammatik mit aller Entschiedenheit fest:

Das Rätoromanische, das weder eine politische noch eine literarische Rolle spielt, ist deshalb von Diez nur ganz nebenbei behandelt. Und doch bewahrt der Räter in Graubünden eine größere Selbständigkeit als z. B. der Südfranzose: während jener das Französische als Schriftsprache anerkennt, der er ohne weiteres seinen Dialekt unterordnet, ist dem Engadiner sein Engadinisch Schriftsprache, die mit dem Italienischen auf einer Stufe steht, nicht ihm nachsteht, in der er seine Zeitungen liest usw. Von diesem Standpunkte aus betrachtet würden wir also als romanische Schriftsprachen erhalten: Rumänisch, Rätisch, Italienisch, Altprovenzalisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch[120].

Was die vorrömischen Sprachrelikte anbelangt, so beginnt man – nach den epischen Kämpfen zwischen den Anhängern der etruskischen und der keltischen Theorie – vorsichtig zu werden.

Die Alpendialekte zeigen eine Reihe Wörter, die zweifelsohne irgend einer vorrömischen Sprache entstammen, aber welcher, ist kaum mehr zu bestimmen[121].

In den verschiedenen Kapiteln der Grammatik wird das Romanische wie die übrigen Sprachen behandelt. Das ist auch der Fall in einem weiteren großen Werke Meyer-Lübkes, im *Romanischen Etymologischen Wörterbuch* (1911), dessen 3. Ausgabe in ihrer synoptischen Form bis heute noch durch nichts Besseres ersetzt worden ist.

Meyer-Lübke ist wohl einer der ersten Universitätsprofessoren, die einen direkten und nachhaltigen Einfluß auf junge bündnerromanische Studenten ausgeübt haben. Unter seinen Wiener Schülern befand sich Giusep Huonder von Disla (Disentis), später kurze Zeit Professor für romanische Philologie an der Universität Fribourg. Er publizierte in Wien sein bekanntes Werk über den *Vokalismus der Mundart von*

[118] Vgl. *Vox Romanica 2*, 336 (J. Jud); *Zeitschrift für romanische Philologie 57*, 778ss. (A. Kuhn).

[119] W. Meyer-Lübke, *Grammatik der romanischen Sprachen*, 4 Bde., Leipzig 1890 bis 1902.

[120] *Ibid. 1*, 7. [121] *Ibid. 1*, 46.

Disentis, eine unübersichtliche, jedoch scharfsinnige und geniale Arbeit. Bei Meyer-Lübke dissertierte Florian Melcher, der erste Redaktor des *Dicziunari rumantsch grischun,* mit einer Arbeit über *Nominalbildung in der Mundart des Oberengadins,* ferner P. Hartmann Theus mit einer *Lautlehre der Mundart von Domat*[122].

X. Schweizerische Zusammenarbeit und Schule setzen sich durch

Die Romanen, die bisher erwähnt wurden, waren gute Handwerker, zuweilen auch nur Handlanger. Sie lieferten den fremden Forschern die Bausteine. Größere Werke geplant und gebaut haben jedoch jene. Das sollte sich an der Schwelle zum 20. Jahrhundert grundlegend ändern. Nun ist der Augenblick gekommen, den ersten romanischen «Meister» vorzustellen, Robert von Planta (1864–1939)[123]. Hundert Jahre früher hatte sein Vorfahre Joseph Planta die Aufmerksamkeit der Forschung mit der *Geschichte der romanschen Sprache* geweckt. Robert von Planta seinerseits ist zur Hauptstütze der bündnerischen Anstrengungen auf sprachwissenschaftlichem Gebiete geworden, zum Symbol aller Bemühungen, die zur Erforschung – und dadurch in gewissem Maße auch zur Erhaltung – des Rätoromanischen unternommen worden sind.

Robert von Planta war 10 Jahre alt, als Gartner seine romanischen Studien begann. Er besuchte das Gymnasium in Basel. Einer seiner markantesten Lehrer war Jacob Burckhardt. Nach der Maturität folgten Studien in klassischer Philologie in Basel, später in Berlin, München und Leipzig. Die Indogermanistik wurde allmählich sein Lieblingsfach. 1890 promovierte er in Zürich mit einer Dissertation über den *Vokalismus der oskisch-umbrischen Dialekte.* Zwei Jahre später erschien der erste Band der *Grammatik der oskisch-umbrischen Dialekte.*

Ist es nicht bezeichnend für die Eigenschaften des jungen, 28jährigen Planta, daß sein Werk als die reife Tat eines ergrauten Professors begrüßt wurde?

Das Rätoromanische hat wohl schon früh das Interesse Robert von Plantas geweckt. Sohn von Peter Conradin Planta (Zuoz) und der Tochter des ladinischen Dichters C. von Flugi, Neffe von Alfons Flugi, mußte das Erbe der Väter in ihm gewiß noch lebendig sein. Hinzu kam, daß Planta mit eigenen Augen, von seinem Schloß in Fürstenau aus, dem Zerfall der angestammten Sprache im Domleschg zusehen mußte[124]. Für die Wissenschaft und für die Romanen selber war es höchste Zeit, aus dem Schlaf zu erwachen[125].

[122] Vgl. G. Cahannes, *Professer Dr. Giusep Huonder. Ina regordientscha,* in *Annalas 31,* 1 s.; R. Planta, *Doctor Florian Melcher,* in *Annalas 29,* 1 s.; *Annalas 34,* 101 ss.; *ibid. 36,* 167 ss.

[123] Vgl. A. Schorta, *Robert de Planta,* in *Annalas 52,* 104.

[124] Dieser Niedergang zeichnet sich schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts ab.

Die Neuorientierung in seinen wissenschaftlichen Interessen fällt in das Jahr 1897; Caspar Decurtins hatte damals schon die ersten Lieferungen der *Crestomathie* erscheinen lassen. In seinen Notizen kündet eine bescheidene Eintragung von diesem Wechsel, nämlich «Orientierung über Rätoromanisch: Carigiet, Pallioppi, Ascoli, Gartner, Pult».

Seit 1898 geht Planta daran, das große Fragebuch für die systematische Erfassung des Wort- und Sprachgutes der bündnerromanischen Mundarten auszuarbeiten. Schon von 1904 an werden die Vorarbeiten für das große *Idioticon retorumantsch* in die Wege geleitet. Die Forderung des geistreichen Steub war wohl auch Planta bekannt: *daß auch der romansche Wörterschatz mit jenem Scharfsinn und jener umfassenden Kenntnis gesichtet würde, wie sie in dem jüngst erschienenen Wörterbuch der romanischen Sprachen von Diez sich zeigen. Ehe dies geschehen, hat der rhätische Etymologe immer noch zu fürchten, daß nach gethaner Arbeit, wenn ihm Alles gelungen scheint, ein besser ausgerüsteter Kenner die verwendeten Wörter aus den Reihen der rhätischen herausnimmt und seine Erfolge als nichtig nachweist*[126].

Schon 1912 befaßt er sich mit dem Plan eines *Rätischen Namenbuches*.

Aus dieser Sicht heraus bildete die Sammlung des Materials seine erste Sorge. Bis 1920 erscheinen kaum größere Arbeiten. In jenem Jahre tritt er hervor mit einem beachtlichen sprachlichen Kommentar über die von Helbok publizierten rätolateinischen Urkunden des 8.–10. Jahrhunderts. Er geht somit als erster Forscher über Ascoli und Gartner hinaus, was die zeitliche Erfassung der sprachlichen Gegebenheiten anbelangt. Die Arbeit an den Urkunden stärkt in ihm die Vorliebe für die Onomastik und Toponomastik. Planta fördert und beschleunigt die Sammlung der Namen und dehnt sie auch auf die Nachbargebiete (Österreich, Vorarlberg, Tirol, St. Gallen, Lombardei, Tessin) aus. Auch in dieser Sparte mag Ludwig Steub mit seinen Erfolgen und Mißerfolgen in der Ortsnamenforschung ein Mahner gewesen sein. Schon 1854 schrieb dieser:

Den Ortsnamen, deren Cultus bisher den Meisten nur als Spielerei erschienen, wird, wer sie näher betrachtet, einen wesentlichen historischen Werth ebenfalls nicht abspre-

Vgl. LEHMANN, *Patriotisches Magazin* 1790, 117: *Auch im Domleschg hat diese Sprache [das heißt das Deutsche] nach und nach Wurzel gefaßt. Man predigt schon einen Sonntag um den andern deutsch ...*

[125] Die Worte von C. DE MOOR in der Einleitung zur romanischen Übersetzung der *Historia Raetica* von VULPIUS (Coira 1866, VI) charakterisieren die Sorge, die damals die trefflichsten Männer erfaßte: *Das Erlöschen einer Sprache, gleichviel ob gewaltsam oder durch Eindringen und Überhandnahme eines fremden Sprachelements (ist gleichbedeutend) mit der Vernichtung einer Nationalität ... Diese Empfindung wird zum tiefen Schmerze und der Wunsch, das Seinige dagegen beizutragen, bei jedem, der dieser in ihrer Existenz bedrohten Nationalität angehört, zur heiligen Schuld.*

[126] STEUB, *Ethnologie*, 46.

chen. Und gerade auf diesem rhätischen Boden scheinen sie fast mehr zu bedeuten als anderswo[127].

Der zweite Band des soeben erschienenen *Rätischen Namenbuches,* gegründet durch Robert von Planta, zu Ende geführt und bearbeitet durch seinen Mitarbeiter und Schüler Andrea Schorta, weist diese Bedeutung eindrücklich aus. 1907 gibt Planta eine Deutung des Einsiedler Fragmentes. Verglichen mit denjenigen von Gartner, Gröber, Roques, Schuchardt, erkennt man an ihr sofort, über den Scharfsinn Plantas hinaus, eine tiefe Kenntnis des Rätoromanischen. Die rätoromanische Linguistik ist im Bündner Robert von Planta gleichsam volljährig geworden. Bis in die dreißiger Jahre hinein folgen sich mehrere der Sprachgeschichte, der Namenkunde und der Kulturgeschichte des Rätoromanischen gewidmete Beiträge (*Über die Sprachgeschichte von Chur, Sprachliches und Sachliches aus dem Domleschg, Birkicht und Vokalmetathese*). Der Indogermanist erweitert die von Ascoli und Gartner gegebene Schau. In seinen Arbeiten verbindet er die Vorgeschichte (Ortsnamen), die Erforschung der lateinischen und rätolateinischen Texte mit der Deutung der modernen Mundarten. Vor allem leistet er unersetzliche Vorarbeiten für die großen von ihm erdachten, begonnenen und teilweise auch verwirklichten Werke: das *Dicziunari rumantsch grischun,* das *Rätische Namenbuch* und die phonetischen Tabellen (Planta, *Phonetisches Normalbuch*).

Planta hat auch die praktischen Belange der Pflege des Rätoromanischen nie aus den Augen verloren. Von Giusep Huonder zu den surselvischen Grammatikern Gion Cahannes und Ramun Vieli, von Florian Melcher und Martin Lutta bis Chasper Pult, sie alle haben in Planta den Meister der rätoromanischen Studien gesehen.

*

Es wäre für die Fortführung der eben genannten, großen Werke zu fürchten gewesen, hätten die romanischen Romanisten nicht auf die moralische, wissenschaftliche und praktische Unterstützung von seiten der schweizerischen Kollegen zählen können. Namen wie jene von Heinrich Morf, Adolf Tobler, Jakob Ulrich, Louis Gauchat, Karl Jaberg, Walther von Wartburg zeigen das deutlich.

Unter diesen Förderern ragt die intelligente und energische Figur von Jakob Jud (1882–1952)[128] hervor. Wie wenige hat der große Schweizer Patriot das Rätoromanische erforscht und verteidigt, die Eigenständigkeit von Sprache und Kultur in Romanischbünden und die Bedeutung der rätischen Mundarten für die Sprach- und Kulturgeschichte der Alpen betont.

Eine gütige Fügung hat Jud schon früh in Beziehung zu Romanischbünden gebracht. Als Privatlehrer in St. Moritz erlernt er das Romanische und bleibt ihm

[127] *Ibid.,* XII.

[128] Vgl. A. Schorta, *Jakob Jud,* in *Annalas 66,* 5ss.

bis zu seinem Ableben treu. Seit 1903, dem Erscheinungsjahr seines ersten Artikels in der «Neuen Zürcher Zeitung» (*Was bedeutet der Name Engadin?*) bis zu den letzten romanischen Dissertationen, denen er seinen Stempel aufdrückte, hat sein tätiges Interesse am Rätoromanischen nie nachgelassen. Temperament und Arbeitskraft waren bei ihm so beschaffen, daß er sich natürlich nie nur mit der Erforschung des Rätoromanischen hätte begnügen können. Und doch kam er immer wieder zu seiner «ersten Liebe» zurück.

Juds Leistung liegt in seinen – zumindest für die Schweiz und Deutschland – neuen Forschungsmethoden, insbesondere der Anwendung der Sprachgeographie und -stratigraphie. In Anlehnung an Gilliérons *ALF* haben Jud und sein Freund Jaberg, zusammen mit den Exploratoren Paul Scheuermeier, Max Leopold Wagner und Gerhard Rohlfs, den monumentalen *Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz* geschaffen, der seither die Forschung wesentlich befruchtet hat[129]. Dank den Sprachkarten des *AIS* sticht die Originalität der rätoromanischen Mundarten gegenüber Oberitalien in einer Weise ab, die auch dem Laien durchaus einleuchtet und ihn beeindruckt.

Joseph Planta hatte in einer Fußnote die Ansicht vertreten, bündnerroman. *baselgia* < BASILICA 'Kirche' sei älter als *église, chiesa,* ein heute noch immer umstrittenes Problem. Jud schreibt über dieses Thema einige seiner fesselndsten Seiten im weiteren Rahmen der Abhandlung *Zur Geschichte der bündnerromanischen Kirchensprache*[130]. Diez hatte die Bedeutung der Alpenmundarten für die Sprachgeschichte hervorgehoben: Jud schreibt die Aufsätze *Dalla storia delle parole lombardo-alpine* (1911) und *Zur Geschichte der romanischen Reliktwörter in den Alpenmundarten der deutschen Schweiz*[131].

Als 1917 italienische Linguisten in Politik machten und die seriöse Grundlage Ascolis verließen, da war es Jud, der das Rätoromanische verteidigte mit dem Artikel *Ist das Bündnerromanische eine italienische Mundart?*[132]. Das Gegengewicht, das Jud (neben den Einheimischen Planta, Pult, Lansel, P. Tuor) durch seine Stellungnahme gegen Berühmtheiten wie Salvioni und Del Vecchio schuf, trug viel dazu bei, daß selbst die italienischen Gelehrten ihre Ansicht neu überprüften[133].

[129] *AIS, Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz.* Zofingen 1928ss.

[130] Vgl. *DRG 2,* 230 (J. JUD). – P. AEBISCHER: *Basilica, eclesia, ecclesia,* in *Revue de linguistique romane 27* (1963), 119ss.

[131] *Bulletin de dialectologie romane 3,* 1–18 und 63–86. – *Vox Romanica 8,* 34ss.

[132] *BM 1917,* 129ss.

[133] Die Ursache der Auseinandersetzungen «Italia e Ladinia» ist in erster Linie im Problem Südtirol zu suchen. Die Etappen sind in großen Zügen leicht festzustellen. Zur Zeit Garibaldis und der «giovane Italia» kündigt sich die Irredenta mit G. FRAPPORTI an (*Della storia e della condizione del Trentino nell'antico e nel medio evo;* 1840, nach STEUB, *Ethnologie,* 68s.; *Herbsttage in Südtirol,* 1867, 120). DANTE wird als Zeuge angerufen, schreibt er doch über die italienische Grenze «che l'Italia serra sovra

Später setzte sich Jud namentlich für die vier nationalen Wörterbücher ein. Dem *Dicziunari* ist er als langjähriger Präsident der Philologischen Kommission und als Mitarbeiter bei der Behandlung schwieriger etymologischer Fragen eine große Stütze gewesen.

Wie Meyer-Lübke, ja in stärkerem Maße als diesem, kommt auch Jud das Verdienst zu, eine eigentliche Schule von Romanisten begründet zu haben, die konsequent und systematisch den gewiesenen Weg weiter beschritten haben.

XI. Schlußwort

Damit haben wir einen schwachen Begriff vermittelt von der Anziehungskraft, die das Rätoromanische durch die Jahrhunderte hindurch auf die Gelehrten und auf die Wissenschaft ausübte, wie auch vom Beitrag, den diese der Sprachbewegung

Tiralli», ein Passus, den man ohne weiteres auf den Brenner bezieht. FRAPPORTI wirft den deutschen Nachbarn im Südtirol vor, daß «sie weder Gesichter, noch Manieren, noch Sprache ablegen und sich nicht italianisieren wollen, während sie doch der italienische Himmel, die Bedürfnisse der Civilisation und des Verkehrs hiezu längst aufgefordert und gerufen hätten». Auf dem Papier hält er schon die neue Nomenklatur bereit (Mühlbach = Milbacco, Mals = Maulio, Bruneck = Brunopoli). Der bekannte E. TOLOMEI muß später in diesen Belangen nur mehr die Hälfte der Arbeit verrichten. Die Bewohner der Dolomiten und die Bündner Romanen läßt man vorerst noch in Ruhe. SULZER (*op. cit.*, cf. N 83) hält den deutschen Forschern (STEUB) vor, daß sie die Ortsnamen in einer barbarischen (lies: deutschen) Schreibung wiedergäben. – Mit ASCOLI und BONGHI ergeben sich für Romanischbünden neue Aspekte. Von irredentistischem Gedankengut ist jedoch keine Rede. Ihre Sorge um die gefährdete Latinität unserer Täler ist echt. ASCOLI (*AGI 1*, 162) schreibt, namentlich in bezug auf das Engadin: *Venti o trent'anni or sono, avrebbe potuto riuscire abbastanza facilmente alla civiltà italiana, o per dir meglio agli studj italiani, di avvincere per sempre all'Italia quella nobile provincia transalpina, laddove oggidì la sovrapposizione intellettuale della Germania deve ormai dirsi, pure in questa parte poco meno che compiuta.* – R. BONGHI ist der Ansicht, daß Italien die Annexion dieser Gegenden weder anstreben solle noch könne, dagegen möchten die Italiener *cercar modo di risvegliare nell'Engadina e in ogni parte dei Grigioni ... il sentimento di latinità che vi si spegne nella parola e nei costumi.* – Mit dem Ersten Weltkrieg lodert die Irredenta wieder auf und wächst mit dem Faschismus in beängstigender Weise. Es geht nicht mehr um die Latinität, sondern um die «italianità». AURELIO GAROBBIO (*I principali toponimi della Rezia Curiense*, 1941, V) ist ehrlich, wenn er schreibt: *La toponomastica dei Grigioni – insieme con la razza, la lingua, gli usi, i costumi e le tradizioni – è un monumento vivo dell'italianità millenaria del paese.* Sein Buch, ein mehr oder weniger vollständiges Verzeichnis der italianisierten Bündner Ortsnamen (Mustér/Disentis = Desertina; Danis = Aneva usw.), läßt aber erkennen, wohin die Sophistik einer gewissen italienischen Sprachforschung damals zielte. – Zur erwähnten Frage vgl. I. BROSI, *Der Irredentismus und die Schweiz*, Basel 1935, 123ss. – C. BATTISTI, *Storia della «questione ladina»*, Firenze 1937.

in Romanischbünden leistete. Es ist nun nicht verwunderlich, daß die Bündner Romanen selber in ihrer Gesamtheit von diesem Nehmen und Geben herzlich wenig wissen. Wie in jedem anderen kleinen Sprach- und Kulturraum ist auch bei uns jeder ein Fachmann. Gion Antoni Bühler hat das schon erkannt, als er schrieb: *Nus Romontschs stuein esser il pli perdert pievel dil mund, essend che nus, tenor nossa opiniun naschin perfetgs filologs.* (Wir Romanen müssen das gescheiteste Volk der Erde sein, da wir nach unserer Meinung als ausgemachte Philologen zur Welt kommen.) Dieser an sich sympathische Dünkel ist auf lange Sicht für die Sprachbewegung nicht ohne Gefahren. Die Liebe zur Muttersprache entbindet den Einzelnen der bewußten Pflege derselben nicht. Giachen Conrad, der erste Präsident der Ligia Romontscha (Dachorganisation der Rätoromanen), hat in seiner auf Förderung der romanischen Bewegung bedachten Ungeduld den Wert der Grundlagenforschung lange Zeit verkannt. Die mühsamen Arbeiten an den praktischen Wörterbüchern und Grammatiken, das Gespräch mit den romanischen Philologen, ließen aber endlich die Erkenntnis reifen:

Fatg nunballuccont eis ei che la scienzia linguistica, nossa pli fideivla amitga dil temps da Humboldt enneu tochen sil di dad oz, ha gidau metter sin peis il romontsch en agonia tras igl interess da ses perscrutaturs, il qual ha fatg pruir la producziun litterara e destadau las forzas defensivas[134]. (Es ist eine unumstößliche Tatsache, daß die Sprachwissenschaft, seit den Tagen Humboldts unsere treueste Gefährtin, durch das Interesse ihrer Forscher mitgeholfen hat, das sterbende Romanisch aufzurichten, die Literatur aufkeimen zu lassen und die Abwehrkräfte zu wecken.)[135]

Alexi Decurtins

[134] *Annalas 45,* 288.

[135] Vorliegender Beitrag stellt eine leicht abgeänderte deutsche Fassung des in den *Annalas 77* (1964), 22–77 erschienenen romanischen Originals *Il romontsch e la scienzia internaziunala* dar. – Der Verfasser ist folgenden Helfern zu großem Dank verpflichtet: Herrn Dr. Guntram Plangg, Assistent am Romanischen Seminar der Universität Innsbruck, für die Vermittlung der Photo von Th. Gartner; Herrn Dr. Peter Wunderli, Assistent am Romanischen Seminar der Universität Zürich, für die kritische und sorgfältige Prüfung des deutschen Textes.